

PIONIERMAGAZIN FÜR MÄDCHEN UND JUNGEN DER DDR / PREIS 0,70 M

Will der Mensch im Herbst nicht frieren,
muß er Sonne produzieren.
Energie kommt aus der Leitung,
fällt als Licht auf Buch und Zeitung.

Klemke 77

Index: 31 743



Der Zug fuhr nur bis zum Vorortbahnhof Udelnaja. Die Reisenden verließen die Waggons, wurden scharf kontrolliert. Die Lokomotive des Zuges wurde rasch abgehängt und entfernte sich. Als sie stehenblieb, sprang von der Treppe der Lok ein Mann mit Brille. Er hatte einen breitkrempigen schwarzen Hut tief in die Stirn gezogen und ging schnell über die Gleise davon.
Es war Lenin. Wladimir Iljitsch ging zu Fuß in die Stadt, auf die Wyborger Seite, wo die Partei für ihn schon eine Geheimwohnung in dem Haus Nr. 1/92, Ecke Sampsoniewer Prospekt und Serdoboler Straße, vorbereitet hatte.
Am 10. Oktober 1917 ging Lenin abends, nach einer dreimonatigen Pause, zum ersten Mal wieder zu einer Sitzung des Zentralkomitees der Partei.

Geheimsitzung der Verräter

Unter dem Vorsitz von Kerenski fand im Winterpalais eine Geheimsitzung der Provisorischen Regierung statt. An dem langen Tisch saßen 16 Minister und berieten, daß sie etwas unternehmen müßten, um einen Aufstand der revolutionären Arbeiter, Soldaten und Matrosen von Petrograd sofort niederzuwerfen und die Partei der Bolschewiki zu zerschlagen.
Die Bolschewiki wußten nichts von der Nachtsitzung der Provisorischen Regierung, sie wußten auch nicht, welche Beschlüsse auf dieser Sitzung gefaßt wurden.
Aber die Bolschewiki begannen, die Pläne der Provisorischen Regierung zu entschlüsseln. Sie zweifelten nicht daran, daß die Provisorische Regierung bereits Truppen aus der Umgebung Petrograds zu Hilfe gerufen hatte, und daß sie von Stunde zu Stunde auf die Ankunft der Verstärkung wartete.
Die Bolschewiki beschlossen, diesen Truppen den Weg zu versperren, sie nicht nach Petrograd hereinzulassen.
Dafür war es notwendig, sich sofort mit diesen Regimentern in Verbindung zu setzen, den Soldaten zu erklären, daß sie nicht länger die bürgerliche Provisorische Regierung unterstützen und sich zurückziehen sollten.
Aber wie?

Radio „Aurora"

Es schien, als gäbe es keinen Ausweg. Und doch fanden die Bolschewiki einen. Sie wußten, daß in der Mündung der Newa der Kreuzer „Aurora" vor Anker lag. Auf dem Kreuzer befand sich eine Radiostation. Das Kommando des Kreuzers unterstand einem Kommissar des Revolutionären Militär-Komitees.
Und am 24. Oktober übermittelte die „Aurora" über Radio eine Anordnung des Revolutionären Militär-Komitees an alle Sowjets der Städte, die sich in der Nähe von Petrograd befinden: „... Keine Truppenabteilung nach Petrograd lassen."

Nach Kronstadt

Nach dem Plan Lenins sollten Arbeiter, Soldaten und Matrosen an dem Aufstand teilnehmen. Aber es waren fast keine Matrosen in Petrograd: die Matrosen befanden sich in Kronstadt.
Als sich die Dämmerung über die Stadt senkte, kamen zwei Männer in Matrosenuniformen aus dem Smolny. Schnell liefen sie in Richtung Newa. Dort wartete ein kleines Schleppboot auf sie. Der ältere übernahm die Arbeit des Steuermanns. Es waren zwei Bolschewiki, zwei Matrosen.
So fuhren sie wohlbehalten an der Litejner Brücke (Gußeisenbrücke) vorbei. Jetzt ließen sie die Trotzki-Brücke hinter sich. Noch hatten sie zwei Brücken vor sich: die Palast-Brücke und die Nikolai-Brücke. Die Palast-Brücke war auch passiert. Blieb die letzte – die Nikolai-Brücke.
Ganz aufmerksam schaut der Steuermann in die Dunkelheit. Unklar ist in der Ferne, durch Nebel und Schnee, die Nikolai-Brücke zu sehen; wie ein schwarzer Bogen hängt sie über der Newa.
Und der Steuermann bemerkt: die Brücke ist hochgezogen. Das ist ein schlechtes Zeichen: Die Brücke konnte nur von den Soldaten Kerenskis hochgezogen worden sein. Das bedeutet, daß sie auf der Hut sind, daß hier ihre Wachposten sind.
„Hör zu", sagt der Steuermann und legt seine Hand auf die Schulter des jüngeren, „wir dürfen nicht aufgehalten werden. Wenn sie mich töten, dann überbringe du den Befehl!"
Die Brücke kommt näher und näher. Plötzlich ertönt von oben, von der Brücke, ein Anruf:
„Halt! Wer da?"
„Die Eurigen", antwortet der Steuermann laut und ruhig.
Das Boot schießt wie ein Pfeil voran.
„Halt!" schreit es von oben, „Parole!"
Anstelle einer Antwort stürmt das Boot vorwärts. Im selben Augenblick prasseln Schüsse. Die Junker schossen aus Gewehren und Maschinengewehren auf das wegfahrende Boot. Die Kugeln zischen ins Wasser, sie zerkratzen das Heck und die Bordwand.
Spät abends traf das Boot in Kronstadt ein. Der Befehl des Revolutionären Militär-Komitees wurde sofort dem Kronstädter Sowjet übermittelt. Die Kronstädter Matrosen begannen, die Schiffe zum Auslaufen nach Petrograd vorzubereiten.
Das Stadtzentrum war bereits in den Händen der Aufständischen, jetzt war es notwendig, die letzte Anweisung Lenins durchzuführen: das Winterpalais zu besetzen und die Provisorische Regierung, mit Kerenski an der Spitze, zu verhaften.
In der Nacht schnitten die revolutionären Arbeiter, Soldaten und Matrosen alle Wege zum Winterpalais ab. Sie errichteten Schlagbäume und hielten alle Autos an, die zum Winterpalais fuhren oder von dort kamen.

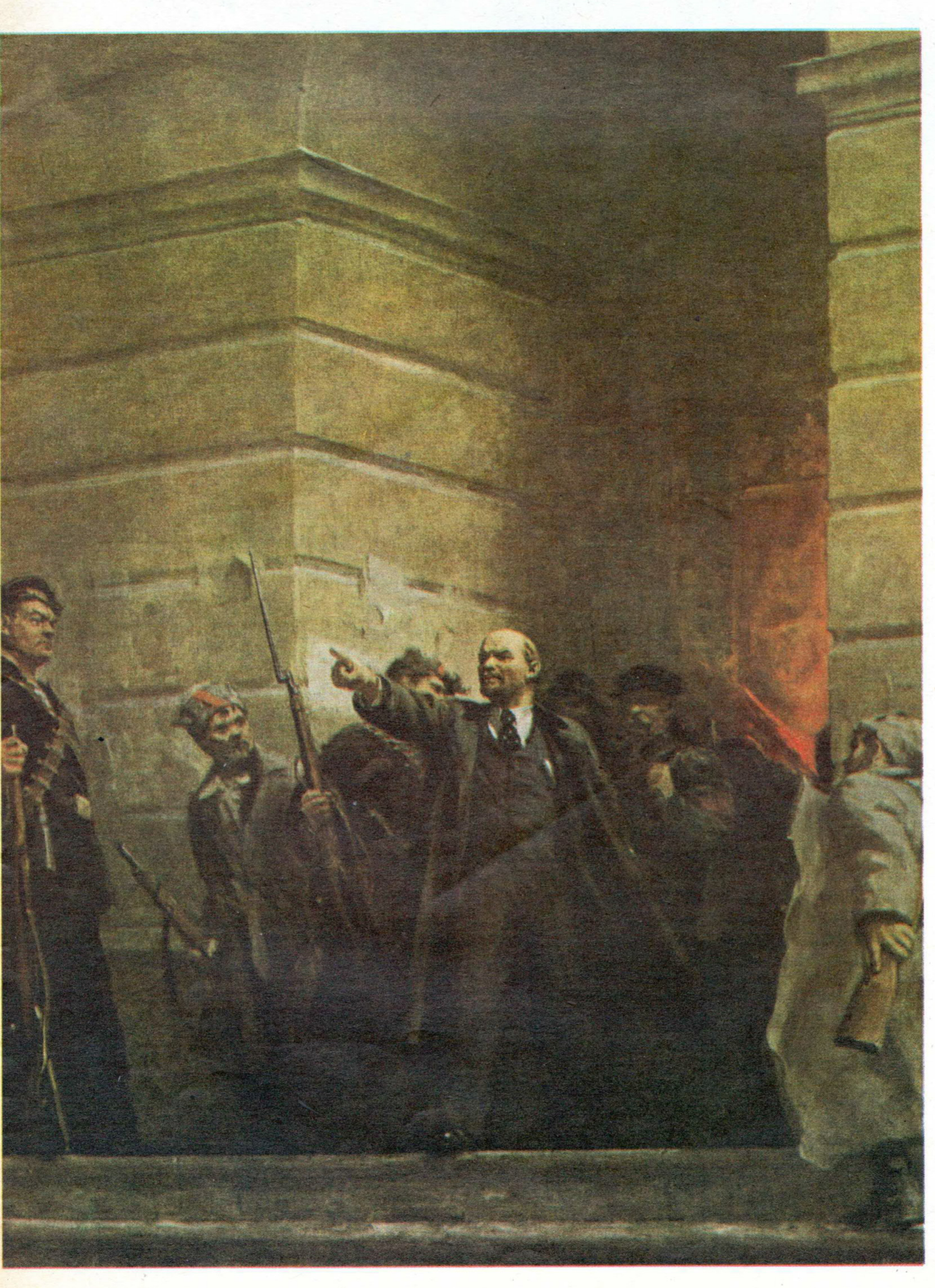
Die „Aurora" fährt zur Nikolai-Brücke

Der Kreuzer „Aurora" erhielt den Befehl, zur Nikolai-Brücke zu fahren und seine Kanonen auf die Junker zu richten, Truppen am Ufer abzusetzen, die die Junker verjagen und die Brücke einnehmen sollten.
Aber der Kommandeur des Kreuzers weigerte sich, das Schiff zur Brücke zu fahren. „Der Kreuzer liegt zu tief im Wasser", sagte er zu dem Kommissar des Revolutionären Militär-Komitees, „und auf dem Weg sind Sandbänke. Es ist uns unmöglich, zur Brücke zu gelangen."
Der Kommissar begab sich nachdenklich an Deck. Dann blieb er stehen und befahl, ihm den Signalgeber zu schicken. Er sagte ihm nur wenige Worte. „Genauso wird es durchgeführt", antwortete er.
Nach wenigen Minuten ließ man vom Kreuzer eine Schaluppe ins Wasser. In ihr saßen Matrosen und der Signalgeber.
Das Boot verschwand in der Dunkelheit ...
Es war tiefe Nacht. Um das Boot herum war es völlig dunkel, dunkel und still, man hörte nur, wie unter den Rudern das Wasser plätscherte. Leichter Nebel hing über der Newa, nur die Uferlichter waren zu sehen. Die Matrosen ruderten schweigend, aber der Signalgeber maß zu der Zeit mit dem Lot die Tiefe des Flusses. Immerzu erwartete er, mit dem Lot eine Sandbank zu finden. Aber es war keine da.
Auf dem Rückweg war es nicht nötig, die Tiefe zu messen. Die Matrosen ruderten mit voller Kraft. Das Boot jagte in der Dunkelheit dahin wie ein Nachtvogel – stromabwärts ruderte es sich leicht.
Als das Boot am Kreuzer anlegte, ging der Signalgeber gleich an Deck und meldete: „Es sind keine Sandbänke vorhanden, das Schiff kann zur Brücke fahren!"
Es ertönte das abgehackte Läuten des Schiffstelegraphen, die schweren Ankerketten rasselten – der Kreuzer fuhr.
Um halb vier Uhr morgens besetzten die Matrosen die Nikolai-Brücke. Um sieben Uhr morgens wurde durch gemeinsame Anstrengungen der Seeleute und der Rotgardisten die letzte Brücke genommen – die Palast-Brücke.
Und über beide Brücken strömten von der Wassiljew-Insel Arbeiter-Rotgardisten zum Winterpalais.
Der Kampf um das Winterpalais begann gleichzeitig an drei verschiedenen Stellen: an der Meeres-Straße, am Alexandergarten und an der Millionen-Straße. Die Schreie der Menschen vermischten sich mit dem Knattern der Maschinengewehre und dem Pfeifen der Kugeln. Die Luft über dem Platz schien von dem Aufflammen der ununterbrochenen Schüsse zu zittern.
Die Rotgardisten warfen sich hin, versuchten, hinter den Vorsprüngen der Häuser Deckung zu finden. Dann sprangen sie wieder hervor und liefen vorwärts, um sich nach wenigen Augenblicken wieder auf die Erde zu werfen. So kamen sie in kurzen Sprüngen immer ein wenig vorwärts.

Der Kampf um das Winterpalais

Sobald von der Peter-Paul-Festung begonnen wurde, das Winterpalais zu beschießen, begannen die Rotgardisten, Matrosen und Soldaten auf dem Platz vorwärtszustürmen, und der Sturm begann mit neuer Kraft. Es war ein schwerer Kampf.
Die Revolutionären Abteilungen eroberten den Platz Schritt für Schritt und bewegten sich vorwärts.
Einige Dutzend revolutionäre Soldaten entschlossen sich zu einem äußerst kühnen Handstreich: Sie drangen durch das Lazarett in das Winterpalais ein.
Auf dem Höhepunkt der Schlacht erschienen im Palais einige Dutzend roter Agitatoren. Sie führten Gespräche mit den Junkern, versuchten sie zu überreden, den Widerstand aufzugeben, verbreiteten Unsicherheit.
Plötzlich verstummten die Gewehr- und Kanonenschüsse. Und in der Stille stürmten von drei Seiten revolutionäre Abteilungen über den Platz zum Palais.

toberstürm



In dem Moment ertönten wieder die feindlichen Maschinengewehre. Die Luft zerschneidend, flogen Handgranaten. Dann floß alles zu einem dunklen Knäuel zusammen. Noch ein Augenblick – ein feierlicher Siegesschrei ertönte schon von der anderen Seite der aufgeschichteten Barrikaden aus Holzstämmen.
Die Junker waren besiegt. Die Matrosen und Rotgardisten warfen die Stämme auseinander. Dann erzitterte das riesige eiserne Tor des Winterpalastes, seine beiden Hälften begannen langsam und leicht aufzugehen. Wie eine Lawine strömten die revolutionären Abteilungen auf den Hof. Jetzt begann der Kampf um jede Treppe, jedes Zimmer. Etwa anderthalb Stunden dauerte diese Schlacht im Palast. Schließlich erreichten die revolutionären Abteilungen jenen Saal, in dem die Minister der Provisorischen Regierung tagten. Um zwei Uhr nachts wurden die Minister verhaftet und in die Peter-Paul-Festung gebracht.
Der bewaffnete Aufstand in Petrograd hatte gesiegt.

Die Rede Lenins

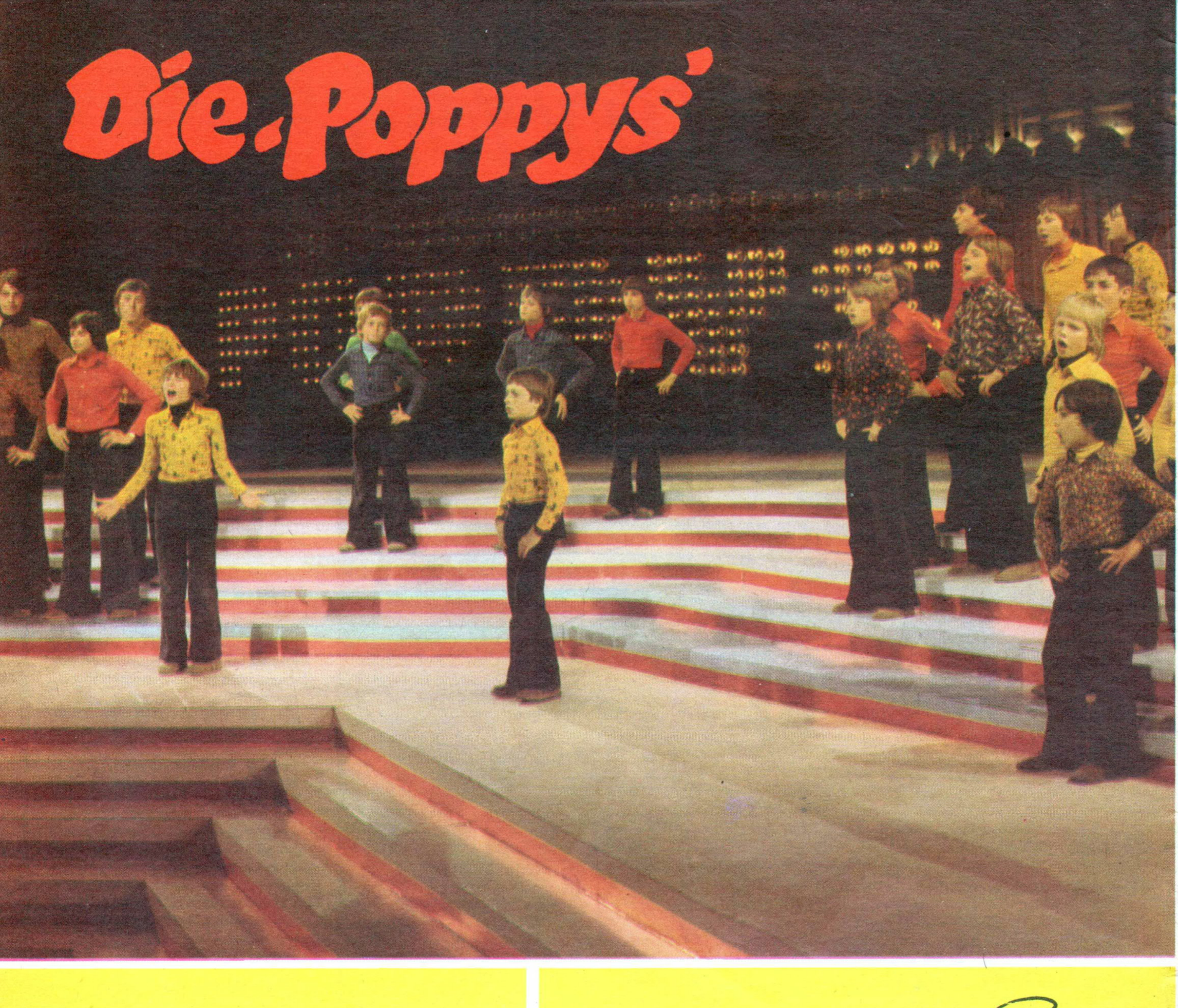
Am 26. Oktober um 21.00 Uhr trat der II. Gesamtrussische Kongreß der Sowjets der Arbeiter- und Soldatendeputierten zu seiner zweiten Sitzung zusammen.
Der Saal war überfüllt von Arbeitern, Bauern, Soldaten und Matrosen.
Plötzlich verstummten alle.
Sie sahen in ein und dieselbe Richtung – auf die Tribüne.
Auf der Bühne stand der Mann, hinter dem die Provisorische Regierung in all diesen Monaten hergejagt war, der Mann, der den siegreichen Plan des Aufstandes ausgearbeitet hatte, der Mann, der das Volk zusammenschweißte und es zum Sieg führte.
Auf der Tribüne stand Lenin. Neben ihm standen seine Kampfgenossen, seine erprobten Freunde.
Da erdröhnte der ganze Saal vom Händeklatschen, von den Begeisterungsrufen. Lenin hob die Hand – und alles verstummte.
„Jetzt", sagte Lenin, „gehen wir an den Aufbau der sozialistischen Ordnung."

Gemälde:
W. G. Zyplakow, „W. I. Lenin"

Text gekürzt nach: L. Saweljew

Übersetzung aus dem Russischen:
Dagmar Regener

Die „Poppys"



Der Knabenchor „Les Poppys" wurde vor 20 Jahren in den Pariser Vorstädten Asnieres und Villeurbanne gegründet. Damals sangen die Jungen noch im Stile der Wiener Sängerknaben.
Aus dem Ensemble der „Les petits chanteurs d'Asnieres" ging 1969 der Chor mit seiner modernen, lockeren Form und seinem neuen Rhythmus hervor.
Die Mitglieder der Poppys sind Jungen im Alter zwischen acht und vierzehn Jahren, die sich durch eine besonders gute Stimme auszeichnen.
Die künstlerischen Leiter des Chores sind Monsieur Jean Amoureux sowie Madame Yvette Pailly.
Die Poppys verkauften bisher über vier Millionen Schallplatten, produzierten 12 Langspielplatten und 18 Singles mit ihrer populären Musik.
Gastspielreisen, überwiegend während der Ferien und an Wochenenden, führten den Chor in viele Länder, unter anderem auch zum vierten Mal in unsere Republik.

Einen herzlichen Gruß an alle jungen „Frösi"-Leser von den Poppys! ▶

Un cordial salut des Poppys
pour les jeunes lecteurs
du "Frösi"

Jean Amoureux
Berlin 17.7.77

Die Poppys stellen sich „Frösi"-Fragen

Und nicht, daß wir was gegen Mädchen hätten...

Fotos: Klaus Winkler



„Frösi": Ihr seid unseren Lesern bereits keine Unbekannten mehr. Wir haben gehofft, euch einmal in einer anderen Besetzung zu erleben, vielleicht als gemischten Chor. Was habt ihr eigentlich gegen Mädchen?

Poppys: Wir wären keine Jungs, wenn wir über diese Frage nicht schon einmal nachgedacht hätten. In unseren Liedern auf der Bühne spielen sie eine nicht geringe Rolle, aber als Chor der Poppys wollen wir so männlich bleiben wie wir sind – ausschließlich Sänger. Mädchen haben in der Regel eine andere Stimmlage. Wir sind vielleicht etwas rauh beim Singen, aber nicht weniger herzlich.

„Frösi": Eure Lieder drücken viel von euren Träumen und Stimmungen aus. Ihr besingt eure Umwelt, die Schule, eure Eltern. Wie arbeitet ihr an euren Liedern mit?

Poppys: Wer ein gemütliches Zuhause hat, der ist sehr froh darüber. Wer neben seinem Zuhause noch ein zweites hat, wie wir den Chor haben, der bringt viele Probleme, die er zu Hause nicht ganz so sagen kann, mit zu den Proben. Wir besprechen hier alles mit unserem künstlerischen Leiter, Monsieur Amoureux, jeden Kummer, jeden Spaß. Bei diesen Gesprächen entstehen dann unsere Lieder. Textdichter und Komponisten machen sie in einem zweiten Arbeitsgang bühnengerecht, aber der Anstoß zu jedem Lied, der kommt von uns.

„Frösi": Gibt es so etwas wie ein Generalthema für eure Lieder, mit denen ihr euer politisches Bekenntnis ausdrückt?

Poppys: Wir haben viele Lieder gegen den Krieg und für den Frieden gesungen. Jetzt erheben wir unsere Stimmen verstärkt auch gegen die Umweltverschmutzung der Natur und gegen die Gefahren, die mit einer solchen Entwicklung verbunden sind.

„Frösi": Lieder machen Leute, heißt es oft. Wie bewegen sich die Poppys, wenn sie wissen, daß sie von mehr als nur den Klassenkameraden gekannt werden?

Poppys: Wenn Sie meinen, wie wir uns auf der Bühne bewegen, dann ist das in erster Linie locker und ungezwungen. Und wenn mal einer von uns aus der Reihe tanzt, dann ist das Zufall und nicht probiert. Ansonsten sind wir keine Stars. Möchten auch keine sein. Uns macht Singen Spaß. Dabei soll es bleiben.

„Frösi": Was macht ein Poppy, wenn er in den Stimmbruch kommt?

Poppys: Auf jeden Fall geht für ihn das Rampenlicht nicht aus, selbst wenn er jetzt auf natürliche Art und Weise eine Oktave niedriger singt. Er bleibt in unserem großen Ensemble der „Les petits chanteurs d'Asnieres" oder singt bei uns, den Poppys, im Hintergrund als Untermalung mit. Das ist übrigens eine sehr verantwortungsvolle Aufgabe. Andere wiederum übernehmen Instrumente, die Gitarre oder das Schlagzeug.

„Frösi": Ihr seid alle eine große Familie. Und wie in jeder Familie gibt es Große und Kleine. Könnt ihr uns den Größten und den Kleinsten vorstellen?

Poppys: Als Poppys sind wir zwanzig Sänger zwischen acht und vierzehn Jahren. Unser „Poppychen" ist Rachid mit acht Jahren. Er hat aber schon einen jüngeren Nachfolger. Marc ist erst sieben Jahre und erster Anwärter auf eine Poppylaufbahn. Er singt schon alle unsere Lieder mit. Aber auf die Bühne darf er erst im nächsten Jahr, wenn er weiter so kräftig übt, haben wir keine Bange um ihn. Therry ist der Älteste von uns. Schade, daß er uns nun bald verläßt.

„Frösi": Ihr seid mit eurer Musik auch schon oft vor Kindern aufgetreten. Worin seht ihr den Unterschied bei diesem eurem Publikum?

Poppys: Bei einem Auftritt hörten wir einmal eine Frau sagen: „Sind sie nicht süß, die lieben Kleinen!" Da kamen wir uns vor, als hätten wir Matrosenanzüge und keine Jeans an. Selbst wenn wir beim Singen irgendwo einen Fehler machen würden, sicher würden uns den die Erwachsenen verzeihen. Die Kinder nicht. Bei unserer jetzigen Tournee sind wir in einem Pionierlager aufgetreten. Wir hatten einen Riesenerfolg. Aber der Beifall war unterschiedlich.

„Frösi": Ihr habt jetzt Ferien. Zeit für euch und für eure Auftritte, die nur in diese Zeit fallen. Wie habt ihr in der Schule abgeschnitten?

Poppys: Im großen und ganzen gut. Der eine besser, der andere schlechter. In unserem Reisebus hat einer von uns seine Schulbücher mit. Er lernt in dieser Zeit bei Madame Pailly, unserer Ferienlehrerin, weiter, weil er ein Poppy bleiben möchte. Die Leistungen in der Schule gehen vor, denn Poppy ist man nur solange, wie in der Schule alles klappt.

„Frösi": Mit welchen Augen seht ihr Berlin?

Poppys: Mit lachenden und weinenden. Einmal freuen wir uns, hier aufzutreten, und zum anderen, weil wir schon bald wieder nach Hause fahren.

„Frösi": Wir werden immer wieder gebeten, „Poppys" zu übersetzen. Könnt ihr uns helfen?

Poppys: In Frankreich nennt man uns die kleinen Pop-Sänger, und da wir uns von den Großen etwas unterscheiden müssen, nennt man uns die „Poppys". Das ist so eine Form der Verniedlichung wie „Mäuschen". Ins Englische übertragen heißt das etwa sinngemäß „Mohnkapseln", und wenn Sie so eine schon einmal platzen gehört haben, dann wissen Sie, wie wir auf der Bühne sind.

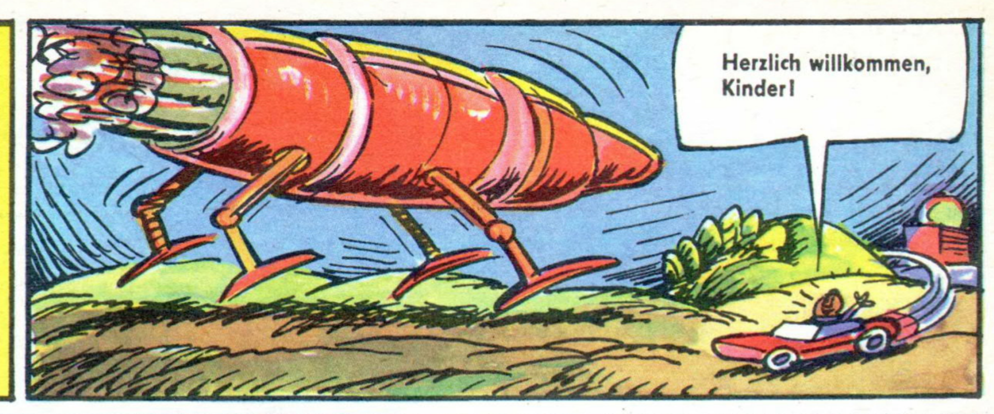
Ralf Kegel fragte die Poppys am Fuße des Berliner Fernsehturms



11. Folge: Der rote Planet



Endlich landet das Raumschiff auf dem Roten Planeten, wo Atomino und Smeraldina von Onkel Sebastian erwartet werden.



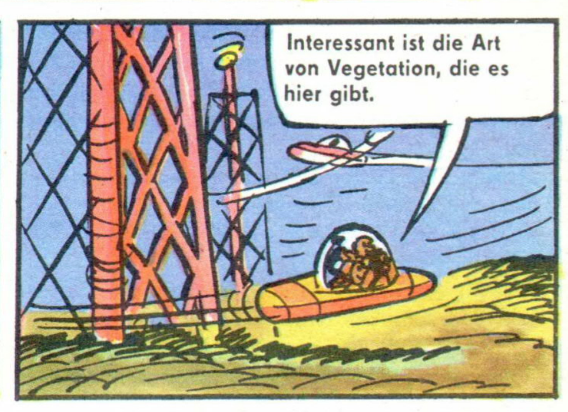
Da die Luft des Planeten giftige Gase enthält, müssen sie den Schutzhelm aufsetzen.

























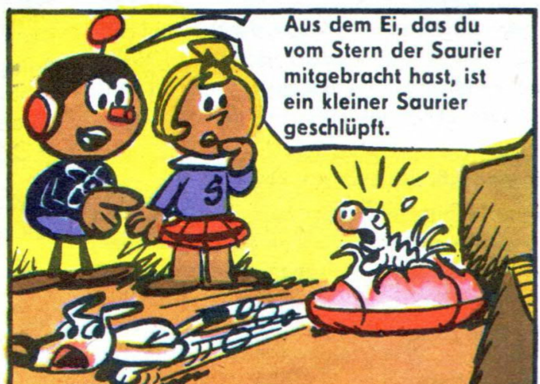




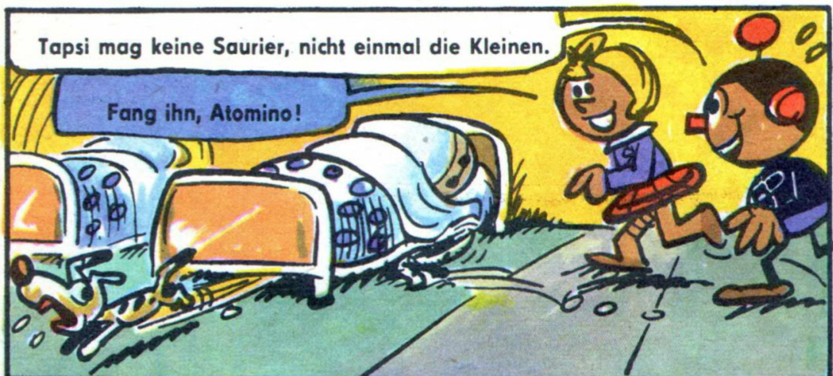


















Fortsetzung folgt

Verehrtes Paar...

**Eine Hochzeit, für die es kein genaues Datum gibt.
Eine Ehe, die keine Scheidung kennt.
Ein Paar, dessen Fortschritte uns alle glücklich machen.**

... in dieser feierlichen Stunde heben wir das Glas auf eure Ehe, möge sie fest und dauerhaft sein und sich stürmisch entwickeln. Nein, ihr seid beide keine Unbekannten mehr, ihr habt eine lange Geschichte. Über viele Jahrhunderte erstreckt sich euer Weg, Stufe für Stufe habt ihr euch vorwärts entwickelt, mal schneller, mal langsamer.

Aber so richtig kennengelernt habt ihr euch erst in unseren Tagen.

Du, verehrte W..., kennzeichnest mit deinen Begriffen, Gesetzen und Theorien die wesentlichsten Erkenntnisse über Natur und Gesellschaft immer genauer und anwendbarer. Du, liebe T..., verfügst über immer neue Möglichkeiten, die Natur nutzbar zu machen, körperliche Arbeit zu erleichtern und Arbeitszeit zu sparen.

Eigentlich begehen wir sogar eine Doppelhochzeit, liebes Paar, denn der Sozialismus schafft euch erst die richtigen Voraussetzungen für eure Entwicklung – und kann andererseits ohne euch nicht sein. Ihr und der Sozialismus – ihr gehört untrennbar zusammen.

Ihr seid ein gutes Paar, denn alles, was mit euch und in eurem Namen geschieht, nutzt uns allen; es macht den Sozialismus stärker und reicher, alle werden glücklicher – und jeder einzelne.

Ihr seid ein glückliches Paar, denn überall sorgt man sich um euch, in den Betrieben gibt es Pläne, die euren Namen tragen, die MMM-Bewegung orientiert sich auf euch, in den großen Betrieben gibt es einen Direktor, der nur für euch da ist, in den Zeitungen ist täglich über euch zu lesen – aber am wichtigsten ist, daß Millionen von Werktätigen tagtäglich um eure Entwicklung besorgt sind.

Ihr seid das Ergebnis des menschlichen Schöpfertums und fordert zugleich immer neue Ideen, neue Lösungen und neue Einsichten.

Ihr seid ein feuriges Paar, ihr sprüht vor Lebendigkeit und seid nur im Sozialismus richtig zu zügeln. Hier, im Sozialismus, in dem sich alle Menschen für menschliche Ziele vereinen, könnt ihr euch entwickeln – sogar nach allen Regeln der Kunst. Hier wird keines eurer Ergebnisse verfälscht, zum Unglücksbringer. Hier ist jeder eurer Schritte, jedes eurer guten Ergebnisse ein Schritt ins Glück, ein Fortschritt.

Ihr seid ein reiches Paar, denn um euer Glück sorgen sich Millionen. Neuerer und Erfinder, Konstrukteure und Knobler, Wissenschaftler und Brigadiere – alle haben euren Fortschritt im Visier. Ihr steht im Mittelpunkt, und gute Taten für euch bringen gute Dinge ins Haus – Prämien, Orden, Preise...

Ihr seht, man läßt sich euch was kosten!

Aber vergeßt bitte nicht, ihr beiden: Die Kosten für euch sollen schnellen Gewinn für alle bringen, ihr seid, um es offen zu sagen, nur Mittel zum Zweck – zum Zweck, der Sozialismus und Glück für alle heißt.

Ihr seid ein Paar der Zukunft. Euer Fortschritt soll sich beispielsweise an neuen Materialien, an spürbar verbesserten Maschinen, an eingesparter Arbeitszeit und Verringerung der schweren körperlichen Arbeit messen. Neue moderne Erzeugnisse, neue Verfahren und Technologien, große Fortschritte in der Produktivität der Arbeit sind sozusagen wichtigste Eintragungen in eurem Personalausweis.

Allein bis 1980 sollen in Industrie- und Bauwesen über 1 Milliarde Arbeitsstunden durch Ergebnisse auf eurem Feld geerntet werden. Ihr seid ein kinderreiches Paar, seid glücklich darüber. Hunderttausende von Jungen und Mädchen mühen sich gegenwärtig, euch kennenzulernen. Sie lernen die Gesetze der Mathematik, „quälen" sich in Physik und Chemie, entdecken im ESP und UTP Betriebe und Kombinate, lesen in Büchern und lernen von den Eltern, wie euer Gesicht ist.

Denn eines wissen sie schon genau: Die Schlüsselfrage für Qualität, Größe und Tempo der Produktion ist die Intensivierung, und deren Grundlage seid ihr.

In diesem Sinne, ihr beiden, führt eine gute Ehe.

Entwickelt euch, bringt immer Neues hervor, macht von euch reden – zum Wohle für alle.

Laßt uns anstoßen –

für alle – zum Wohl!

Text: Dieter Wilkendorf
Zeichnung: Jutta Mirtschin



Die weiße Schöne

WLADIMIR TALEW

Übersetzung aus dem Bulgarischen: Marga Strube

„Komm näher ans Feuer", forderte mich der alte Bergsteiger auf. Seit Jahren war ich ihm nicht begegnet, ich erwartete ihn verändert, gealtert vorzufinden. Sobald ich ihn jedoch sah, dachte ich bei mir: Immer der gleiche, die Zeit – man sieht's – ist für ihn stehengeblieben. Na ja, sein ganzes Leben ist er hier oben, hoch in den Bergen in frischer Luft. Er wacht über die Wetterstation, geht auf Jagd, hat weiter keinen Ärger und keine Sorgen.

Der Alte wandte mir sein strenges, langes Gesicht zu.

„Das hast du gut gemacht, daß du gekommen bist", sagte er. „Monatelang sehe ich hier niemanden. Keiner, mit dem man mal reden könnte. Mit den wilden Tieren des Waldes halte ich Freundschaft. Sie fürchten sich nicht vor mir. Fällt der große Schnee, kommen die Gemsen an mein Haus, ja in meinen Hof. Für sie ist es auch nicht leicht. Der Winter bringt ihnen viel Böses."

„Was, doch nicht etwa?"

„Warte, ich werde dir erzählen. Alles begann im vorletzten Herbst. Jeden Morgen erwartete ich Schnee. Die Gemsen lebten zurückgezogen, weideten still. Sowie jener kalte feuchte Wind aufkam, der den Schnee mitbringt, geschah etwas mit ihnen, eine Art Dämon war in sie gefahren. Alle Gemsen, männliche und weibliche, versammelten sich auf dem Schwarzenfels – direkt auf dem Gipfel, dort, wo eine schmale Plattform beginnt. Ein Mensch kann dort nicht hinaufklettern, und wenn ihm dabei der Teufel hilft, wird der Wind ihn hinunterblasen, wird ihn in die Schlucht werfen. Aber die Gemsen hatten sich ausgerechnet diese Stelle zum Treffen ausgesucht. Und sobald die ganze Herde versammelt war, begannen harte Kämpfe. Zwei Gamsböcke stellten sich an den Enden der Plattform auf, nahmen einander in Augenschein, und plötzlich warfen sie sich einander entgegen. Ihre Hörner krachten aufeinander, sie stießen sich die Köpfe. In der Nähe standen die Gemsen, den Kampf verfolgend. Unter ihnen war eine, die schon von weitem den Blick für sich einnahm. Eine junge Geiß war's, knapp dreijährig, schön gebaut und fast eine Handbreite höher als die anderen. Sie war schneeweiß, und ihr Fell glänzte wie Seide. Die anderen Gemsen, die braunen, wenn sie neben ihr standen, erschienen mir immer wie beschmutzt, bedreckt.

Die beiden Böcke schlugen sich, bis dem einen die Kräfte ausgingen und er mit blutiger Stirn Reißaus nahm. Der Sieger jedoch trat stolz näher, obschon auch er sich kaum auf den Beinen halten konnte. Eine der Gemsen folgte ihm, ergeben ging sie hinter ihm, und er führte sie beiseite an eine verborgenere Stelle.

Die Kämpfe gingen weiter. Zuletzt trafen die beiden stärksten Gegner aufeinander. Bei ihnen blieben nur noch sie, die weiße Gemse und die Alte, die die Herde anführte. Die Gamsböcke begannen den Kampf, sie stürzten sich wie erbitterte Feinde aufeinander, kreuzten die Hörner. Einer der Böcke war stärker, seine Hörner waren kräftiger, dicker, knorrig. Der andere jedoch war flinker, gewandter und ausdauernder, weil er jünger war. Der Kampf dehnte sich aus, keiner



Zeichnung: Fred Westphal

gab nach. Endlich bekam die Jugend die Oberhand. Der Jungbock machte einen kurzen Zurückzieher und warf sich kopfüber in die Attacke. Ich erwartete, daß der alte Kämpfer stürzen werde, aber er sprang zur Seite, wich dem direkten Stoß aus, und der junge stürzte vornüber. Er konnte sich gerade noch am Ende der Plattform halten. Der Alte machte einen Satz, und nach ein paar Sprüngen stieß er den jungen Gamsbock in die Schlucht. Danach ging er zurück, schwankend vor Müdigkeit, näherte sich der weißen Gemse. Ich ging, wollte nicht sehen, wie er sie fortführen würde.

Im Frühling, im Monat Mai, wurde ihnen ein kleines weißes Zicklein geboren. Seiner Mutter ähnelte es, schön war es wie sie. Die Herde weidete den ganzen Tag über, sie rupfte das zwischen den Steinen hervorsprießende Gras. Gegen Abend zog die alte Gemse davon, gehorsam folgte ihr die Herde. Sie führte ihre Tiere zum Gipfel, zu den unzugänglichsten Plätzen. Dort verbrachten sie viele Stunden, dort schliefen sie verborgen zwischen den Felsen, vor dem Wind geschützt.

Wir merkten nicht, wann der Sommer gekommen war. Das Gras gilbte bis zu den Wurzeln, wurde zäher. Die Kleinen wuchsen heran, und Hörnchen lugten ihnen hervor. Sie standen nicht einen Augenblick still, liefen ununterbrochen, jagten einander, tobten wie richtige Kinder. Die alte Gemse führte die Herde und bewachte sie auch. Wenn nur ein Blatt raschelte, hob sie den Kopf und hielt Umschau. Sie hütete ihre Gemsen und am allermeisten die kleinen, konnte sie jedoch nicht immer beschützen. Es war gegen Mittag zur heißesten Zeit. Die Gemsen bummelten hierhin und dorthin, suchten Kühle für ihre Mittagsrast. Plötzlich stieß ein Adler aus der Höhe herab, daß sich der ganze Himmel verdunkelte, so groß erschienen mir seine Flügel, packte mit seinen Klauen das weiße Gemslein und trug es davon, entführte es vor den Augen seiner Mutter. Auch ich war bestürzt, ich konnte nichts tun. Ja, was hätte ich auch tun sollen? Wer kann einem Adler wehren? Angezogen hatte ihn das Zicklein mit seiner weißen Farbe. Durch seine Schönheit kam es um.

Der Herbst ging vorüber, der Winter brachte schwere Tage für die Herde. Tiefer Schnee bedeckte die Erde, sogar meine Fenster wurden von ihm zugedeckt; eines Morgens konnte ich gerade noch so durch die Tür nach draußen. Unterhalb der Gipfel hingen ungeheure Schneemassen. Die Gemsen kamen zum Wald herab, dort suchten sie Nahrung, nagten an der gefrorenen Rinde von Bäumen, scharrten im Schnee nach vorjährigen Schößlingen. Auch die Wölfe trieben sich im Wald umher und heulten furchterregend. Einmal spürten sie die Herde auf, verfolgten sie, und ich sah die Gemsen zum Gipfel flüchten. Aber warum verirrte sich die alte Gemse? Sie war eine Erfahrene, so viele Jahre hatte sie die Herde geführt. Warum führte sie die Herde nun gerade unter dem großen Schneeüberhang entlang? Zunächst zog sie vorüber und viele andere folgten ihr. Kurz darauf löste sich eine Lawine und stürzte mit schrecklicher Gewalt hernieder, riß Gesteinsmassen und Felsen mit sich. Das Gebirge dröhnte und grollte. Einige Gemsen kamen um, diejenigen, die am Ende gingen. Die Lawine riß auch den alten Bock mit sich hinab, und auch die weiße Schöne ging unter, auch sie ging zugrunde. Gezeichnet war sie durch ihre Schönheit. Sie starb sehr früh, nicht einmal ein Junges konnte sie hinterlassen."

Mädchen ohne Namen?

Die Geschichte einer jungen Frau

Landstraße. Unterwegs ein Dorf am Bodden. Weiter ostwärts fängt das Baugelände an. Im Lubminer Wald, Blick auf Rügen, wird ein Kernkraftwerk gebaut. Vom Schreibtisch aus kann Inger Binding alles überblicken. Kräne und Greifer, stapelweise Stahldraht und Beton. Der Schreibtisch steht im 4. Stockwerk eines Hochhauses, der Bauzentrale sozusagen. Meistens steht er aber leer.

Zehn oder mehr Betriebe und vier Länder bauen in der Heide. Alle haben ihre Mannschaften geschickt, und jeder Trupp macht seins. Im Bauplan steht, wie eins ins andere zu greifen hat. Der Bauplan stimmt. Wie stimmt die Wirklichkeit auf dem Platz? Inger Binding ist Leitingenieur. Sie hat die Arbeit von zweihundert Männern zu koordinieren. Aber nicht etwa, daß diese Bauarbeiter und Monteure einmal kommen und dann bleiben. Die Gesichter wechseln. Die Regeltechniker aus Teltow sind zum Beispiel erst vor ein paar Tagen angereist. Nun gibt Inger den Einstand: Ob sie Leerlauf hätten? Wann und wie oft? Welche Sorgen noch?

Die Termine halten wir, sagt einer der Männer, wenn das und das klappt. Wenn nicht, werden wir uns etwas einfallen lassen, erwidert Inger. Der erste Strom aus dem Kernkraftwerk muß planmäßig kommen. Jeder Tag, um den es später wird, kostet Millionen. Jeder Tag früher bringt dafür Millionen ein.

Das also ist Inger, zu diesem Zeitpunkt vor fünf Jahren 30 Jahre alt, Ingenieur mit Diplom und Absolventin des Moskauer Energetik-Instituts, geboren in Oslo und zu Hause in Greifswald. Und das hat alles einen tiefen Grund: das kleine R am Vornamen der jungen Frau, daß sie in Norwegen zur Welt kam, daß sie heute in Greifswald ihren Arbeitsplatz vom Schreibtisch nach Vorort verlegt, obwohl das manchmal unbequem ist. Ja, das hat alles seinen Grund, und man versteht das eine nicht, wenn man das andere von ihr nicht weiß.

●

Vielleicht so: Es ist am wenigsten Ingers Schuld, daß ihr Leben anfangs so verwirrend und verworren verlief. Zumindest in den ersten Jahren waren es fast immer fremde Menschen, die sie streichelten oder stießen, die ihr kleines Dasein beinahe verlöschen ließen oder ihre Hand darüber hielten. Ihre Mutter hat das Mädchen nie gekannt. Von ihr besitzt sie statt Erinnerung nur ein paar Fotos und eine Postkarte. Die Fotos zeigen eine schöne, kluge Frau, nicht älter als es Inger heute ist. Die Postkarte kommt aus der Hölle: Auschwitz, 1943.



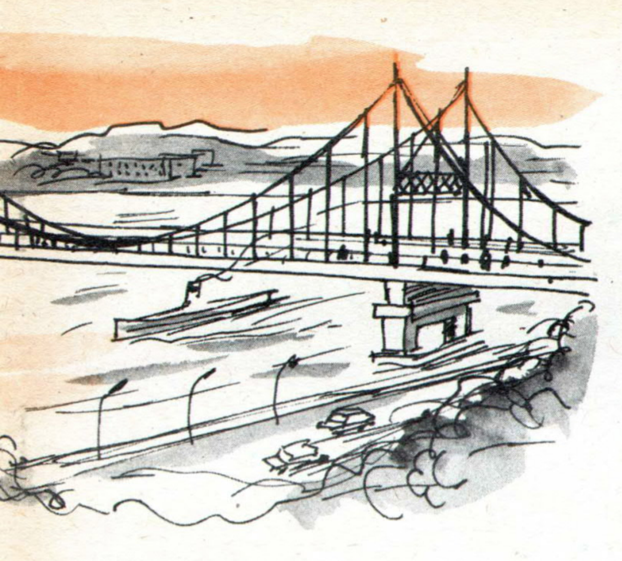
Über Ingers Mädchennamen läßt sich streiten. Die Mutter hieß Edith Raphael, der Vater heißt Holm. Aus ihrer deutschen Heimat vertrieben, lebten sie in Oslo und verbargen sich dort hinter fremdem Namen: Olsen.

Edith Raphael, die deutsche Jüdin, stöberten die Nazis auf am Weihnachtsabend 1942. Wochen später kam ihr letztes Lebenszeichen, die erwähnte Postkarte an eine norwegische Freundin: „Liebe Karin, ich bin jetzt hier. Sorge für Inger oder bitte Deine Mutter, es zu tun." Dieser Wunsch blieb jedoch unerfüllt, denn Inger war inzwischen verschwunden. Die Gestapo-Männer hatten auch das Kind verschleppt. Später legten sie „ein namenloses Baby unbekannter Eltern" auf den Tisch einer Osloer Polizeistation. Ein lästiger Säugling. Drei Monate alt.

Hans Holm, den deutschen Kommunisten, brachte die Gestapo damals in das Todeslager Sachsenhausen. Als er seine Tochter endlich wiederfand, war Inger schon drei Jahre alt und plapperte in einer Sprache, die der Vater kaum verstand – norwegisch. Daß Hans Holm sie überhaupt wiederfand, ist einem schwedischen Kommunisten, einem glücklichen Zufall und der Menschlichkeit von vielen unbekannten Menschen zu verdanken. Ein Osloer Polizist, ein Freund der Illegalen, erzählte in privatem Kreis von jenem kleinen Mädchen ohne Namen. In der Runde saß zufällig Sverre Sigurdsen, ein schwedischer Genosse von Hans Holm. Sigurdsen nahm sich des Kindes an so gut er konnte. Er behütete den Weg der Kleinen, der vom Roten Kreuz bis in ein Heim für Waisen führte. Und eines Tages hielt der Häftling Holm in Sachsenhausen den geschmuggelten Kassiber in der Faust: „Keine Sorge, Inger lebt." Sie überlebte damals dank der Kraft der Gleichgesinnten.

●

Drei Sprachen hat Inger Binding sprechen gelernt. Als zweite erst ihre Muttersprache. Die erlernte sie in Halle. Die dritte hat ihr eine neue Welt erschlossen. Das war in Moskau. Die erste hat sie allerdings vergessen. Ihre Kindheit in Norwegen ist in der Erinnerung versunken. Wie dafür die Liebe zur Sowjetunion begann? Mit einer Brücke fing es an.



Als Inger fünfzehn wurde, nahm der Vater sie auf eine große Reise mit. Am Dnjepr-Ufer stand das Mädchen wie verzaubert vor der Kiewer Hängebrücke. Was für eine Dimension! Das Mädchen Inger sah die Dnjepr-Brücke und beschloß: In solchen Dimensionen will auch sie später Bauwerke bauen, ja, und lernen möchte sie das gern an Ort und Stelle. Hier in der Sowjetunion.

Drei Jahre später ist sie dann wahrhaftig unterwegs von Halle nach Moskau, eingeschriebene Studentin für das weltberühmte MEI, das Moskauer Energetische Institut. Es ist wie ein Traum. Doch schon im Liegewagen, wo sich die Studenten erstmals treffen, gibt es unerwartet einen sehr wirklichen Ärger: Die Bett-Abteile waren reserviert für fünfzehn „Mann". Was, wenn nun einer dieser Männer sich als Mädchen entpuppt?

Die Jungen sehen Inger zunächst überhaupt nicht an. Wie Kameradschaft entsteht, erfuhren sie jedoch noch auf der Strecke nach Moskau. Aus alter Kinderheim-Gewohnheit hatte Inger eine Dauerwurst aus ihrem Reisevorrat redlich geteilt: Langt zu, ihr Brummer. Und über dicken Wurststullen vergessen die „Brummer", daß Inger ja zum „schwachen Geschlecht" zählt. Sie nehmen sie in ihre Truppe auf. So geht die Freundschaft durch den Magen.

Ein Jahr später heißt es aber plötzlich: Inger hat das Mathe-Examen nicht bestanden. Viel zu kurz darauf die Wiederholungsprüfung. Nochmals durchgefallen. Aus der Traum. Was nützt ihr in dieser Lage eine Wurststullen-Freundschaft?

Nein, nein, erklärt da ihre Seminargruppe dem kopfschüttelnden Dozenten, es ist ja nicht nur Ingers Schuld. Sie hätten ihre Schwäche rechtzeitig bemerken müssen. Denn: Sieh zu, wie du klar kommst, ist keine Art. In Halle nicht. Und in Moskau erst recht nicht. Inger darf zum dritten Mal die Prüfung machen. Das Mathe-As der Gruppe, Rainer, paukt mit ihr. Da zeigt sich: Es ist nicht allein das Denken mit Zahlen. Es ist auch die Sprache, die sie nicht versteht. Das Russisch, das man an der Moskwa spricht, scheint keine Ähnlichkeit zu haben mit dem Saale-Russisch, für das Inger einstmals sogar die Herder-Medaille erhielt.

Wo setzt man da an? Eine der Lehrerinnen im Institut heißt Larissa. Sie wird von den Jungen eingeweiht. Dann lädt Larissa Inger zu sich ein. „Ich hatte beim Examen kein Glück", sagt Inger zur Begrüßung auf russisch. „Lernen als Glückssache, geht denn das?" fragt Larissa. Ingers holprige Grammatik scheint sie nicht zu stören. Sie reden russisch bis in die Nacht. Beim zehnten Besuch sagt Inger: „Diesmal habe ich bestanden!" Seither weiß sie: Jede Freundschaft geht auch durchs Herz. Die Prüfung jedenfalls hat sie dank der Kraft dieser Freundschaft bestanden.

•

Inzwischen ist Inger Binding wieder zu Hause, in der DDR. Aber auch hier vergeht kaum ein Tag, an dem sie nicht russisch spricht. Und das begann bereits in Thierbach, wo Inger nach dem Studium dann „ihr" erstes Kraftwerk zu bauen hatte. Bauleiter für E-Technik wurde sie dort. War aber doch ein Anfänger in Sachen Praxis. War daher voll Hemmung. Was macht sie da? Wenn sie Fragen hat, also oft, geht sie zu Waleri, dem Chefmonteur aus der SU. Fragend lernt sie dann auch Roman Itkin, den Projektanten, kennen. Und siehe da: Bald gibt es kein „krummes Ding" vor Ort, das sie zu dritt nicht geradebiegen. Sie handeln, ohne lange zu verhandeln. Sicher und konstruktiv. Aus Ingers Not wird später dann sogar die allgemeine Tugend. Eine internationale Arbeitsgruppe nimmt die Arbeit auf, sucht gemeinsam nach Mitteln und Methoden, damit die Arbeit allen besser von der Hand geht und das Objekt durch Rationalisierung schneller wächst. Eines Tages heißt es: Inger ist ein Schrittmacher. Doch sie wehrt ab. Sie konnte gar nicht anders handeln. Und die Erfolge, die sie hat, verdankt sie der Gemeinsamkeit.

Leute, die Kraftwerke bauen, sind eine besondere Truppe. Wandervögel sind sie auch. Von Süden ziehen sie nach Norden, hinterlassen in den verschiedenen Landschaften ihre Bauwerke, und was sie bauen, wird von Mal zu Mal höher. So erreichen sie die Küste. Inger Binding ist wieder dabei. Auf der Baustelle am Bodden arbeiten 4 000–5 000 Mann. Sowjetische, tschechische, polnische und ungarische Experten sind ebenfalls dabei. Denn Lubmin ist Bauplatz und Schule zugleich. Kernkraftwerksriesen vom sowjetischen Typ wie dieser hier werden auch in Bulgarien, der ČSSR und Ungarn gebaut. Das ist nun heute das Ergebnis der Kraft der Gleichgesinnten, ihrer Freundschaft und ihrer Gemeinsamkeit. Und Inger Binding mitten drin.

Als die Bauetappe abgeschlossen ist, zieht sie um an einen der Kraftwerksblöcke, die den Strom produzieren. Sie, einmal Mädchen ohne Namen, gerettet und behütet von norwegischen Genossen, aufgewachsen und zu Hause bei deutschen Genossen, erzogen und ausgebildet von sowjetischen Genossen, sieht an ihrem Arbeitsplatz die Wirklichkeit jener früheren Träume, für die Kommunisten wie Edith Raphael, Ingers Mutter, mit dem Leben bezahlten.

Christine Zenner

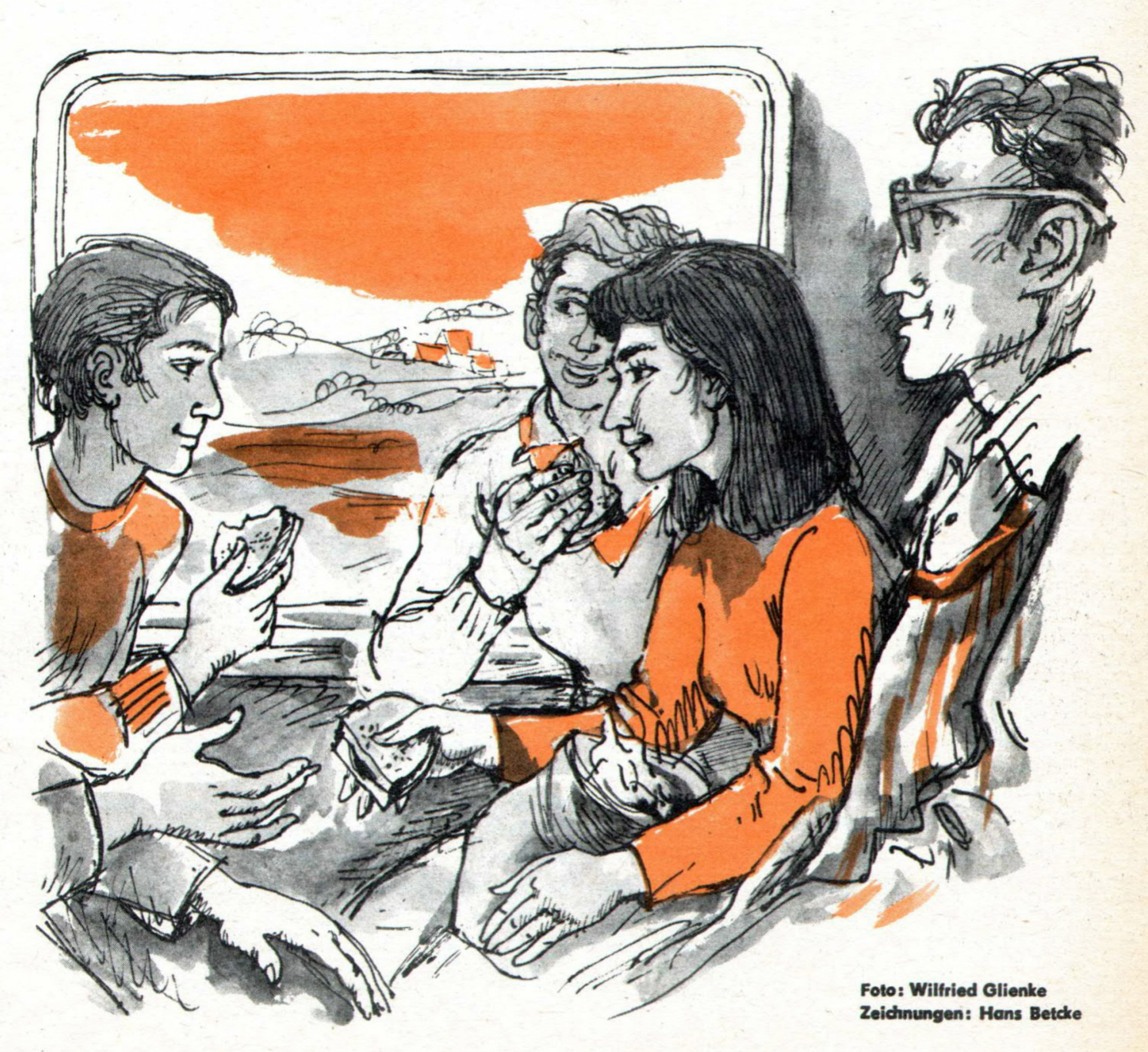


Foto: Wilfried Glienke
Zeichnungen: Hans Betcke



Kinder-Käufer

„Das Kind muß gegen jede Art der Vernachlässigung, Grausamkeit und Ausbeutung geschützt werden. Es darf in keiner Form Handelsobjekt sein."

Aus dem Grundsatz Nr. 9 der UNO-Erklärung der Rechte des Kindes vom 20. November 1959

Im Jahre 1961 erschien ein Buch des amerikanischen Schriftstellers John Hersey. In diesem Buch, es heißt „Der Kinderkäufer", wird eine Geschichte erzählt, die nicht nur jene amerikanische Kleinstadt, wo sie spielt, in Angst und Schrecken versetzt. Da taucht ein Mister Jones auf und will den zehnjährigen Barry Rudd kaufen. Für 16 734 Dollar, einen silbergrauen Sportwagen, für eine Bettjacke aus Pelz, für eine elfenbeinerne Haarbürste mit Rasierautomatik und Spieldose. Denn die Gesellschaft, die Mister Jones vertritt, braucht hochintelligente Kinder. Sie will die Kinder in lebende Datenverarbeitungsanlagen verwandeln. Im Gehirn dieser Kinder sollen nur noch wichtige Daten der Rüstungsindustrie gespeichert werden.

Damals, vor sechzehn Jahren, machte das Buch Aufsehen. Konnten denn Menschen dazu fähig sein, Kinder zu kaufen? Der Schriftsteller hatte sich natürlich die Geschichte ausgedacht. Aber er wollte durch sie zeigen, wozu der Imperialismus fähig ist.

Heute nun ist die ausgedachte Geschichte Wahrheit geworden. Denn in den USA werden Kinder verkauft und gekauft, wenn auch nicht als lebende Datenspeicher. Kinder bringen in den USA hohen Gewinn. Das ist der Grund für dieses grausame „Geschäft". Kinder werden in den USA, in New York wie in San Francisco oder Los Angeles, gehandelt wie Kühlschränke, Waschmaschinen, Autos, Fernseher oder Möbel. Joseph Reid, er ist Direktor der „Amerikanischen Liga für die Wohlfahrt der Kinder", bewies, daß in den USA in jedem Jahr über 4 000 Kinder gekauft werden. Bis auf 25 000 Dollar steigt der Preis für ein Kind. Verkauft wird von den armen Menschen des Landes (die amerikanischen Behörden haben errechnet, daß es in den USA über 24 Millionen Arme gibt), gekauft wird von den Reichen. Die Kinderhändler, kriminelle Geschäftemacher, verdienen. Sie schließen Verträge mit schwangeren Frauen, die sich in einer Notlage befinden, ihr Kind nach der Geburt wegzugeben, kaufen das noch gar nicht geborene Kind. Sie haben Kinder aus Südvietnam in die USA verschleppt. Sie kaufen Babys in Kolumbien ein, schicken sie als „Luftfracht" in die USA. Sie locken junge Frauen aus allen Ländern in die USA, übernehmen die Kosten für Überfahrt und Geburt, um ihnen dann das Kind abzukaufen. Denn: „Der Babyhandel bietet große Profite", stellt die Zeitung „The Christian Science Monitor" fest. „Der Mangel an weißen Kindern hat eine Welle von Babyverkäufen zu Schwarzmarktpreisen ausgelöst."

Auch Kinder aus Norwegen, Österreich und der BRD sind sehr gefragt. Stanly Michelman, ein Jurist aus New York, hat sich eigens auf diesen Einkauf spezialisiert. Er unterhält Privatdetektive, die in diesen Ländern nach Frauen suchen, die ihr Kind verkaufen wollen. Sind Kinderhändler einmal vor ein Gericht gestellt, werden sie sehr schnell freigesprochen. „Denn es gibt kein Gesetz, daß uns stoppen könnte", sagte einer von ihnen. Aber der Grundsatz Nr. 9 in der UNO-Erklärung der Rechte des Kindes wurde auch von den Vertretern der USA unterzeichnet ...

Fotomontage: Petra Petersen

Brücken schwimmen nie kieloben



Die Brücke machte uns mächtig zu schaffen. Solange ich sie hinten auf dem Kreuz habe, bin ich ganz ruhig. Der schwere sowjetische LKW „Kras", der macht das schon mit seinen Pferdestärken, und die Jungs hinter mir dösen ein bißchen.

Das Schneetreiben wird auch immer dichter. Hoffentlich wird der Boden nicht noch spiegelglatt. Da vorn, das müßte der Bereitstellungsraum sein. Wenn die Vorausabteilung gut gearbeitet hat, können wir sofort mit dem Brückenschlag beginnen, und für die Mot.-Schützen, die nach uns kommen, gibt's dann auch keinen Zeitverlust. Wir ziehen hier alle an einem Strang, unterstützen uns gegenseitig, sichern die Gefechtshandlungen nachfolgender Einheiten. Ohne Pioniere und ihre Technik wäre ein Panzer, obwohl er schwimmen kann, in seinem Aktionsradius eingeschränkt.

Unser Kommandeur macht ein zufriedenes Gesicht. Am Fluß scheint alles in Ordnung zu sein, und 18 Pontons werden für den Flußteil der Brücke benötigt.

„Zum Brückenbau vorwärts!"

Das grüne Leuchtsignal. Jetzt geht es vorwärts. Die Noten „gut" und „sehr gut" in der Gefechtsausbildung, das ist unser anspruchsvolles Ziel, und die Stoppuhren ticken unermüdlich. Heran an die schneebedeckte Böschung, wenden und rückwärts ins seichte, eisige Wasser. Auf keinen Fall darf mir das schlammige Naß mein Fahrerhaus zukleistern und erst recht nicht die Scheiben. Sperrhebel lösen, Brückenteile, die so ins Wasser gleiten, sind schon die halbe Brücke, wenn sie auch noch durch eine Halteleine mit meinem „Kras" verbunden sind.

„Pontoniere, aufsitzen!"

Immer wenn ich dieses Kommando höre, denke ich an meine Genossen, die die ganze Zeit hinter mir gesessen haben. Jetzt sind sie an der Reihe, ihr Können zu beweisen. Die Pontons müssen besetzt werden, einer nach dem anderen. Wer bei dieser Aktion zu kurz springt, der hat nasse Füße oder geht baden, was kein Vergnügen ist bei diesen Temperaturen in der Elbe. Deckverschlüsse verschließen und einen nach dem anderen Ponton fest miteinander verkoppeln. Das ist ihre Arbeit. Viele Dutzend Male geübte Handgriffe beim Brückenbau. Nur so können wir zuverlässig den Sozialismus schützen. Das ist der Sinn des Soldatensein in unserer sozialistischen Armee.

„Einschwimmen ..."

Der kniffligste Abschnitt des Kampfauftrages hat begonnen. Die Bugsierboote bringen je eine Brückenhälfte in die Mitte des Stromes. Die Brücke wird eingeschwommen. Auf den Pontons wird ohne Pause gearbeitet. Ankerwurf! Die schweren Anker klatschen nacheinander ins Wasser und halten gemeinsam mit der Kraft der Bootsmotoren die Brücke in der Strömung. Anker fest! Pontoniere absitzen!

Die Brücke ist geschlagen. Die Stoppuhren hören auf zu ticken. Unseren Kampfauftrag haben wir erfüllt. Nichts ist so gut, daß wir es nicht noch besser machen könnten. Jede Norm läßt sich unterbieten, selbst bei einer so hervorragenden Zeit wie heute.

Unsere Brücken sitzen. Da schwimmt keine kieloben. Also aufsitzen, übersetzen, die Brücke wieder ausschwimmen, demontieren und verladen, und dann geht es dem nächsten Wasserhindernis entgegen.

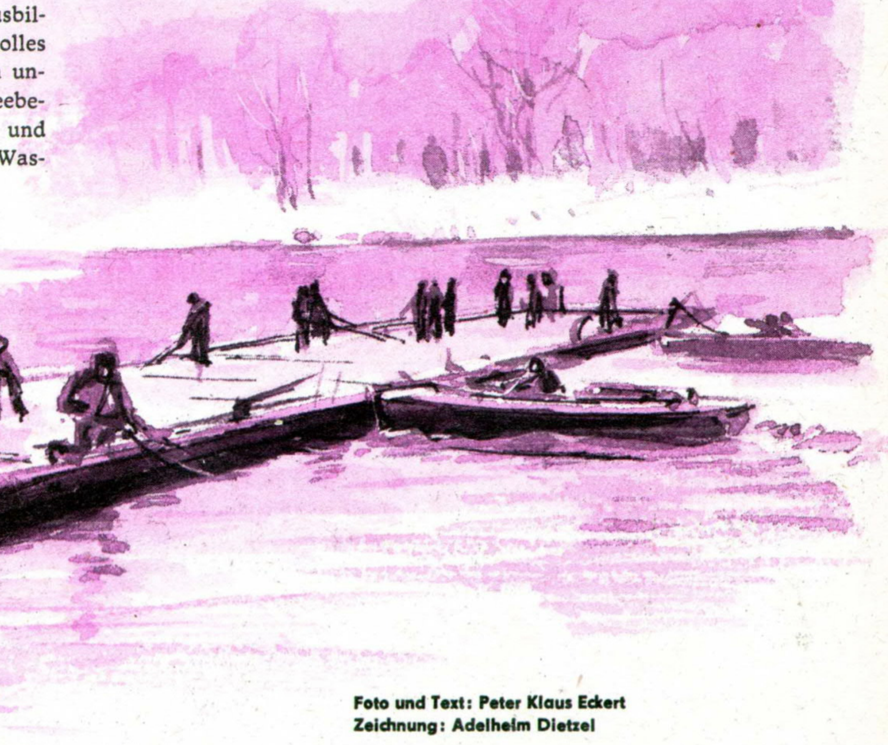


Foto und Text: Peter Klaus Eckert
Zeichnung: Adelheim Dietzel

Patenkuchen

Vielleicht wollt ihr diesmal euren Geburtstag mit der Patenbrigade feiern. Überlegt das mal, wie wäre es? Nicht nur, daß die Frauen aus der Brigade den Kuchen backen könnten. Und das würden sie auch gern tun. Sie könnten noch viel mehr zum guten Gelingen der Feier beitragen, was das Programm betrifft.
Also, die Sache mit dem Kuchen wäre klar. Den backen die Frauen der Brigade. Sie helfen euch auch, Kaffee und Kakao zu kochen. Vielleicht hat die Brigade sogar einen besseren Raum zum Feiern als es nun mal die Schulklasse ist.
Kaffee und Suchen sind damit gesichert, auch der Platz, wo ihr sitzt. Aber man will ja nicht bloß essen und reden und Kaffee, Kakao oder Brause trinken. Soll ja auch etwas passieren. Und lachen wollt ihr auch, ein bißchen singen und spielen. Und tanzen? Natürlich auch tanzen. Die Musik übernehmt ihr, jemand bringt einen Plattenspieler oder ein Tonbandgerät mit. Mit Schallplatten und Tonbändern habt ihr sicher keine Schwierigkeiten. Die Musikfrage ist damit auch geklärt. Und wenn die Platten oder Tonbänder gewechselt werden, erzählt ihr ein lustiges Erlebnis, mal jemand von euch, mal einer aus der Brigade. Oder jemand führt was vor, eine kleine Zauberei, eine Pantomime, eine sportliche Übung, ein kleines Spiel.
„Wißt ihr noch?" So beginnt ihr euch an gemeinsame Erlebnisse zu erinnern. Fotos machen die Runde, jemand von den Paten zeigt vielleicht sogar Dias.
Nach dem nächsten Tanz ruft ihr alle an die Rennstrecke. Dazu habt ihr sechs Spielzeugautos mit Schnur versehen. Ist das eine Ende der Schnur an das Auto geknüpft, befindet sich am anderen Ende ein kurzer Stock. Je drei Pioniere und drei Paten bilden eine Mannschaft. Auf das Startzeichen beginnen sie die Schnur auf den Stock zu wickeln. Wessen Autos zuerst im Ziel sind, ist Sieger.

Zeichnungen:
Heidi Sott



Lauf im Gespann

Am Spiel nehmen zwei Vierergruppen teil. Jede Vierergruppe hält sich an einem Stab von 160 cm Länge fest. Sie bildet ein Gespann. Zwei Teilnehmer stehen an einem Ende des Stabes, zwei am anderen. Auf einen Pfiff beginnt der Lauf, bei dem sich die Teilnehmer am Stab festhalten. Die Siegergruppe erhält vier Punkte für ihre Mannschaft.



Den Stab erhaschen

1. Variante:

Die Teilnehmer des Spiels stellen sich im Kreis auf. Jeder hat einen Gymnastikstab in der Hand (Länge 110 cm), auf den er sich stützt. Alle zählen laut bis drei, danach läßt jeder seinen Stab los und versucht, den Stab des rechten Nachbarn zu ergreifen. Wenn das nicht gelingt, verliert er einen Punkt. Das Spiel wird mehrmals wiederholt. Es siegt der, der die meisten Punkte hat.

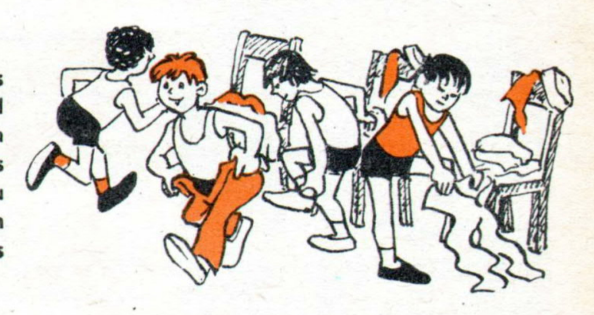
PIONIER-GEBURTSTAGS-Disko

2. Variante:

Die Teilnehmer stützen sich mit der rechten Hand auf den Gymnastikstab. Auf ein Signal muß man den Stab einen Moment loslassen und schnell das Bein darüberheben, ohne das Kniegelenk zu beugen. Dann muß man den Stab schnell fassen, damit er nicht umfällt. Wem das beim ersten Mal gelingt, der bekommt 5 Punkte für sich und für seine Mannschaft. Beim zweiten Mal bekommt er 4 Punkte und wenn es ihm erst beim dritten Mal gelingt, drei Punkte usw.

Schnelle Staffel

Pioniere, die einmal zu eurer Pionierfreundschaft gehörten, sind jetzt Soldaten unserer Nationalen Volksarmee. Sicher würden sie euch gern zu eurem Geburtstag besuchen, doch hat ein Soldat mehr zu tun, als nur auf Urlaub zu fahren. Vielleicht, wenn ihr ihnen rechtzeitig schreibt, schicken sie euch einen Gruß und erzählen in einem Brief aus ihrer Pionierzeit.
Aber ihr könnt auch ehemalige Soldaten, Reservisten, zu euch einladen, die euch gern von ihrer Pionierzeit und auch von der Volksarmee erzählen. Und von euch kommt dazu die „schnelle Staffel". Ihr wißt, ein Soldat muß schnell sein, auch was das Anziehen betrifft. Aus acht Pionieren werden zwei Mannschaften gebildet. Auf je acht Stühlen, die an sich gegenüberliegenden Wänden in einer Reihe stehen, liegen Kleidungsstücke bereit. Schuhe, Hose, Jacke, Kopfbedeckung. Auf das Startzeichen laufen die Spieler zwischen beiden Stuhlreihen hin und her und ziehen jeweils ein Kleidungsstück über. Sie beginnen mit den Schuhen (die eigenen Schuhe in diesem Fall ausziehen). Sieger ist die Manschaft, deren Spieler zuerst vollständig angezogen sind. Die Bedingungen können auch erschwert werden, indem die Spieler durch einen Tisch kriechen müssen oder noch schriftlich eine Aufgabe zu lösen haben.



Labyrinth

Die Spieler stehen in Vierergruppen. Die Entfernungen zwischen den Gruppen und den einzelnen Spielern beträgt eine Armlänge. Auf ein Signal stemmen alle die Arme in die Seiten und bilden so Korridore innerhalb der Vierergruppen. Auf Kommando des Leiters: „Wende nach rechts (links)" senken die Spieler die Arme, und nach Ausführung der Wende heben sie sie wieder. Einer der Spieler läuft weg, ein anderer holt ihn ein. Regel: Man kann nur durch Korridore laufen, die innerhalb der Vierergruppe gebildet wurden. Nach dem Wenden verändert sich die Richtung der Korridore, das erschwert das Handeln der beiden Spieler. Wenn es gelingt, den Läufer zu fassen, hört das Spiel auf. Der Gefangene nimmt einen Platz in der Vierergruppe ein, und der Jäger darf weglaufen. Zum neuen Jäger wird einer aus der Gruppe ernannt.





Montage von Waggons

Die Spieler verteilen sich auf mehrere gleich große Gruppen. Jede Gruppe stellt die Nummer eines Waggons dar – Nr. 1, Nr. 2, Nr. 3 usw. Erst wird der Platz für den Bau eines jeden Waggons (Gruppe) bestimmt, dann die Methode des Zusammenbaues nach einem bestimmten Signal, z. B.: ein kurzer Pfiff – zur Abteilung aufstellen, zwei kurze Pfiffe – zum Kreis, in die Hände klatschen – in zwei Abteilungen aufstellen usw. Es siegt die Mannschaft, die am schnellsten und besten auf das Signal reagiert und ihren Platz einnimmt.
Anmerkung: Wenn dieses Spiel mit Jungpionieren durchgeführt wird, sollte man nur zwei Signale verwenden, bei älteren kann man mehrere Varianten von Signalen benutzen.



Bump oder Rock

Wer tanzt den besten Bump, Walzer oder Rock?
Der Diskosprecher sucht sich rasch eine Jury unter denen, die gerade eine Tanzpause machen, und bittet sie zu sich nach vorn. Und los geht es!
Die Paare auf der Tanzfläche geben ihr Bestes. Nach etwa zwei bis drei Minuten gibt die Jury ihr gewichtiges Urteil ab. Das beste Paar zeigt dann dem interessierten Publikum noch einmal sein Können.
Vielleicht habt ihr auch einen kleinen Preis für die beiden!

Sonderkurier im Smolny

Im Jahre 1917 diente ich als 1. Radiotechniker in der Ratiotelegrafischen Station in Zarskoje Selo. Das war die größte Station in Rußland, und alle, die dort arbeiteten, waren über alle Ereignisse in der Welt auf dem laufenden.
Dann siegte die Große Sozialistische Oktoberrevolution. Wir fragten uns, wem wir jetzt die Funktelegramme aushändigen sollten. Und telegrafische Nachrichten oder Anfragen von der Front und aus allen Gebieten des Landes trafen pausenlos ein. Besonders wichtig waren solche Fragen: „Wann wird Frieden?", „Wird man den Bauern Land geben?", „Werden den Ausbeutern die Fabriken und Werke weggenommen?". Ganz Rußland, ja, die ganze Welt wartete auf Antwort. Man mußte schnell handeln.
Die Genossen kamen zu mir und sagten: „Nikolai, du als Vorsitzender des Technischen Komitees der Station mußt sofort zu Lenin fahren." Ich nahm das Paket mit den Telegrammen und das Zustellbuch, in dem man ihren Empfang unterschreiben mußte, erreichte den Smolny und fand Lenins Arbeitszimmer. Aber an der Tür hielten die Posten mich auf. „Wo willst du denn hin? Hierher darf man nur in Staatsangelegenheiten." Ich bewies ihnen, daß ich nicht warten konnte, nicht eine Minute. Nur, die Posten wollten das gar nicht hören.
Zu meinem Glück hörte Lenin unseren Streit und bat mich einzutreten. Nachdem er die Schriftstücke aufmerksam durchgesehen hatte, sagte er: „Das ist alles wichtig. Bitte bringen Sie in Zukunft alle eingehenden Telegramme hierher in den Smolny." – Da stellte Wladimir Iljitsch noch eine Frage: „Sagen Sie, Sie wissen nicht zufällig, wer von Ihren Radiotelegrafisten gestern bei der Übertragung der Mitteilung der Provisorischen Regierung, daß in Petrograd keine Revolution sei, den Zwischenruf machte: ‚Genossen, glaubt Kerenski nicht, er betrügt Euch!'?" Ich antwortete: „Das war ich, Wladimir Iljitsch." „Aber wie ist Ihnen das gelungen?" fragte er, „wieso hat man Sie nicht festgenommen?" Ich erzählte, daß ich in dem Moment den Kontrollapparat des diensthabenden Offiziers unbemerkt ausschaltete. Deshalb ging alles glatt. Da sagte Wladimir Iljitsch: „Im Namen der Arbeiter-und-Bauern-Macht danke ich Ihnen sehr, Genosse Doshdikow." Und drückte mir fest die Hand.

So wurde ich Sonderkurier des Smolny. Alle Telegramme erhielt Lenin. Von ihm erhielt ich auch die Texte der ersten Aufrufe und Beschlüsse des Rates der Volkskommissare. Wir verbreiteten sie über den Äther mit dem Appell: „An alle! An alle! An alle!" Das waren die berühmten Leninschen Dekrete über den Frieden und über den Boden oder der Aufruf des Revolutionären Militär-Komitees „An die Bürger Rußlands".
Meine letzte Begegnung mit Lenin fand im April 1918 statt. Das war schon in Moskau, wohin ich dienstlich gefahren war. Wladimir Iljitsch fragte mich, ob ich nach Beendigung des Bürgerkrieges als Funker arbeiten werde. Ich antwortete: „Den Beruf zu wechseln, beabsichtige ich nicht. Ich will aber unbedingt den Wohnort wechseln. Ich werde im Norden arbeiten."
Fast vierzig Jahre, von Beginn der zwanziger, bis zum Ende der fünfziger Jahre, habe ich in der Polarregion gearbeitet. Wenn es auch einfach ist, die Orte aufzuzählen, wo man diese vierzig Jahre gelebt hat, so wird es doch eine lange Liste: Salechard, Obdorsk, Nowy Port am Ob, Werchne-Imbatskoje, Igarka, Kap Tscheljuskina, Bucht Nordwik, Jugorskij Schar, Dickson, Obsker Meerbusen, die Inseln Belyj, Wajgatsch, Preobrashenija und Jamal. Mit einem Wort, ich war dabei, jene Gebiete zu erschließen. Wie ihr seht, sind viele interessante Ereignisse an meinen Augen vorübergezogen. Und sicherlich habe ich das Recht, allen „Frösi"-Lesern zu sagen: Jeder Mensch sollte sich solch eine Tätigkeit suchen, daß sowohl er, als auch die anderen Menschen ein ganzes Leben lang Freude daran haben. Bitte übermittelt diesen Wunsch an die Jung- und Thälmannpioniere – AN ALLE – AN ALLE – AN ALLE!

Nikolai Romanowitsch Doshdikow
Kapitän II. Ranges

Zeichnung: Adelheim Dietzel



Den EISTOD bezwungen

PAUL HERBERT FREYER

Wir sitzen im gemütlichen Wohnzimmer des Ehepaares Wassiljew in Leningrad.
Dora Iwanowna, eine Endfünfzigerin von erstaunlichem und liebenswürdigen Temperament, besteht darauf, daß erst gegessen wird. Sie hat schon alles auf dem Tisch gerichtet. Wassili Gawrilowitsch, Lehrer an der Seefahrtsschule, füllt bereits die Gläser. „Beim Essen und Trinken unterhält es sich besser!"
Und schon sind wir dabei. Nicht nur, weil Dora Iwanowna eine ausgezeichnete Köchin ist. Beide Wassiljews wissen auch eindrucksvoll zu erzählen, vor allem gewürzt mit Heiterkeit, was ja das Vergnügen erhöht. Aber auch mit jenem Maß wohltuender Bescheidenheit, das jeden Erzähler auszeichnet, der wirklich etwas zu berichten hat.
Es war im Sommer 1934. Von Murmansk aus ging die „Tscheljuskin" mit 105 Menschen an Bord in See. Das Schiff sollte entlang der sibirischen Nordküste – die sogenannte Nordostpassage – bis zur Beringstraße und in den Pazifik steuern. Aufgabe der Expedition war es, diesen Schiffahrtsweg weiter zu erforschen. Seit Jahren schon arbeitete die Sowjetregierung an der Erschließung dieser Route. Alle Wissenschaftler der Expedition hatten ein umfangreiches Arbeitsprogramm aufgestellt. Es galt, die ständig wechselnden Eisverhältnisse zu erkunden. Die meteorologischen Bedingungen mußten weiter untersucht werden. Aber auch die Küsten, die ihr vorgelagerten Inseln, die Wassertiefen und Meeresströmungen waren zu vermessen. Und viele andere Aufgaben mehr. Die Erschließung dieses Schiffahrtsweges war von großem wirtschaftlichem Interesse.
Ein Ziel der Expedition sollte auch die Wrangelinsel im Tschuktschenmeer sein. Hier mußte die seit Jahren tätige Besatzung der wissenschaftlichen Station abgelöst werden. Zu den Expeditionsteilnehmern, die auf der Insel überwintern würden, gehörten der junge Geodät Wassiljew und seine Ehefrau. Für die junge Frau war es gar nicht so einfach, die Teilnahme zu erwirken. Sie erwartete in den Spätsommertagen ein Kind. Aber ihre Hartnäckigkeit, verbunden mit dem Hinweis auf ihre absolute Gesundheit, und die Tatsache, daß mehrere Ärzte an der Expedition teilnahmen, ließ die Expeditionsleitung schließlich zustimmen, zumal die Mediziner von wissenschaftlicher Sicht aus den natürlichen Vorgang einer Geburt unter den Bedingungen polarer Verhältnisse äußerst interessant fanden. Außerdem sollte Frau Wassiljew sich zu dem bewußten Zeitpunkt auf der Insel bereits in relativ geordneten Verhältnissen befinden.
Aber es kam ganz anders. Am 13. August geriet die „Tscheljuskin" ostwärts von Nowaja Semlja in der Karasee in Treibeis. Es waren täglich oftmals nur wenige Meter, die das Schiff vorwärts kam.
Die Eintragung des Kapitäns Waronin ins Logbuch des Schiffes am 31. August lautete folgendermaßen: „Um 08.15 Uhr wurde dem zur Überwinterung auf der Wrangel-Insel fahrenden Ehegatten Wassiljew ein Kind weiblichen Geschlechts geboren. Das Neugeborene erhielt zu Ehren des Karischen Meeres den Namen Karina ..."

★

Die „Tscheljuskin" gelangte bald wieder in freies Wasser. Die Reise wurde zügig fortgesetzt. Kurz vor dem Ziel geriet sie abermals ins Eis. Von Tag zu Tag verdichteten sich die Eisfelder, bis es kein Vor und Zurück mehr gab. Das Preßeis nahm das Schiff in seine Fänge. Eine monatewährende Drift mit dem Eis begann. Auch für diesen Fall war das Schiff ausgerüstet. War auch das Leben an Bord völlig normal, blieb doch die Sorge, daß das Schiff von dem Preßeis zerdrückt werden könnte. Aus diesem Grund wurden Vorkehrungen getroffen, um alle Mitglieder der Expedition und möglichst viel Ausrüstung auf das Eis zu retten. Jeder an Bord wußte, was er in diesem Falle zu tun hatte.
Die kleine Karina gedieh indessen prächtig. Jeder an Bord suchte den anderen zu übertrumpfen, um Mutter und Kind seine Aufmerksamkeit zu erweisen. Alle Teilnehmer der Expedition fühlten sich gewissermaßen als Pate des Eismeerkindes.

★

Am 13. Februar geschah die Katastrophe. Das Preßeis zerquetschte das Schiff. Rasend schnell ging alles vor sich. Ruhig und besonnen versah jeder die so oft geübten Handgriffe. Nicht eine Sekunde lang herrschte Panik. Das Heck des Schiffes richtete sich hoch auf, und bald versank es zwischen den sich auftürmenden Eismassen auf dem Meeresgrund. Aber ein Besatzungsmitglied, der Matrose Mogilewitsch konnte sich nicht rechtzeitig in Sicherheit bringen. Im Bemühen, so viel Gegenstände wie möglich auf das Eis zu werfen, beachtete er auf dem schrägen Deck nicht, wie sich Fässer und Balken lösten. Sie begruben ihn unter sich. 105 Menschen standen auf dem Eis, Frau Wassiljew die kleine Karina im Arm, und sahen erschüttert dem grausigen Schauspiel zu.

★

Über Leningrad zieht die Dämmerung herauf. Die Sonnenflecken im Fenster sind verschwunden. Dora Iwanowna berichtet weiter: „Die erste Nacht war am schlimmsten. In der Dunkelheit zwischen den umherliegenden Ausrüstungsgegenständen drängten wir uns aneinander, um uns zu wärmen. Alle Freunde nahmen Karina in die Mitte, um sie mit ihrer Körperwärme vor der eisigen Kälte zu schützen. Am nächsten Tag aber ordnete sich alles sehr schnell. Professor Schmidt, der Expeditionsleiter, ein erfahrener Polarforscher, verstand sich großartig auf die Organisation des Nötigen. Zelte wurden errichtet. Kochstellen gebaut. Die Funkstation in Gang gebracht. Nur war es schwierig, bei der Kälte – das Thermometer zeigte unter dreißig Grad minus – Karina zu versorgen. Ich konnte sie doch nicht stillen. Doch



das Problem wurde bald gelöst mit kondensierter Milch, konservierten Obst- und Gemüsesäften, die auf einem Spirituskocher aufgetaut wurden. Männer brachten mir ihre Hemden als Windeln. Und Karina fügte sich geduldig und folgsam drein, als müßte alles so sein. Eben wie ein echtes Eismeerkind. Im ganzen Lager gab es niemals Trübsinn oder gar pessimistische Stimmung. Es wurde bald gelacht und gescherzt – wie auf dem Schiff. Jeder war zutiefst davon überzeugt, daß die Sowjetregierung alles unternehmen werde, um uns aus der Gefahr zu befreien."

★

Unmittelbar nach der Katastrophe wurde unter der Leitung des stellvertretenden sowjetischen Regierungschefs Kuibyschew eine Kommission gebildet zur Rettung der Schiffbrüchigen. Man war sich darüber im klaren, daß der Einsatz von Eisbrechern zu zeitraubend sein würde. Auch der Versuch einer Rettung mit Hundeschlitten von der Tschuktschenküste aus mußte verworfen werden. So blieb nur eine Möglichkeit: Flugzeuge.

Die Welt hielt den Atem an. Noch war der dramatische Vorgang vor sechs Jahren um die Rettung der Überlebenden der Nobile-Expedition in Erinnerung. Monate hatte es gedauert, bis es dem Eisbrecher „Krassin" gelang, die sieben Überlebenden der Luftschiffkatastrophe vom Packeis zu retten. Und damals waren es nur sieben Männer. Jetzt aber sind es einhundertfünf Menschen.

Die sowjetische Regierungskommission setzte zwölf der erfahrensten Flieger ein, unter ihnen den heutigen General Wodopjanow und den heute der Welt allbekannten Kommandeur der sowjetischen Kosmonauten, General Kamanin. Sieben Flieger erreichten die Schiffbrüchigen, fünf blieben in den damals weitgehend unerschlossenen Gebieten Ostsibiriens auf vereisten Schneeflächen mit zerborstenen Maschinen liegen und mußten selbst auf rettende Hilfe warten. Das für die damalige Zeit mit ihren begrenzten technischen Möglichkeiten unerhörte Wagnis gelang. Wohlbehalten wurden alle einhundertfünf Schiffbrüchigen vom Eis geborgen. Über Wladiwostok kehrten sie bald nach Moskau zurück, wo der Sonderzug mit unbeschreiblichem Jubel von den Moskauern begrüßt wurde. Die sieben mutigen Flieger waren die ersten Sowjetbürger, denen der Orden „Held der Sowjetunion" verliehen wurde. Besonderer Jubel galt dem Eismeerkind, der kleinen Karina. Alle Moskauer, die zur Begrüßung auf dem Roten Platz erschienen waren, wollten unbedingt die Kleine sehen. Und Karina, nun bald ein Jahr alt, patschte angesichts der jubelnden Menschenmenge vergnügt in die Hände.

★

Die ersten Sterne des frostklaren Leningrader Himmels spiegeln sich im Fenster. Der Bericht des Ehepaares Wassiljew ist zu Ende. Oder noch nicht. Es ist Genosse Balakschin, der Dora Iwanowna auffordert: „Bleibt nur noch zu sagen, wie es Karina jetzt geht."

„Oh, da müssen Sie meinen Mann fragen, er zählt nach jedem Urlaub schon die Monate, bis er wieder zu ihr und den Enkelkindern nach Rustawi in Grusinien fahren kann."

„Bitte, Wassili Gawrilowitsch."

Ein zurückhaltendes Räuspern. „Ja, da ist nicht viel zu sagen. Karina wuchs auf wie alle Kinder. Später studierte sie Geologie in Leningrad. Sie ist glücklich verheiratet. Heute ist sie Ingenieurin. Und ihre beiden Jungen, der David und der Alexander, sind prächtige Burschen."

★

Draußen war es dunkel geworden. Eine friedliche Nacht breitete sich aus.

Etwas Versonnenes war aufgekommen, wie immer, wenn sich Erinnerungen mit Gegenwärtigem verknüpfen. Und es störte den Zauber der Stimmung gar nicht, als sich Dr. Balakschin zu Wort meldete: „Heute durchpflügen Schiffskonvois in beiden Richtungen die Nordostpassage. Mächtige Eisbrecher, voran das Flagschiff der Eisbrecherflotte, der Atomeisbrecher ‚Lenin', geleiten die Frachtschiffe sicher ans Ziel. Unzählige Funkstationen, Beobachtungsflieger, Wettersatelliten, Eis- und Meteorologiestationen sorgen für die Sicherheit der Schiffe und ihrer Besatzungen. Trotz des Untergangs der ‚Tscheljuskin' hat die Expedition großen Anteil an der Erschließung dieses Schiffahrtsweges."

★

Die Sterne am Nachthimmel waren mir noch nie so groß und leuchtend vorgekommen wie an diesem Sonntag in Leningrad, dieser wunderbaren Stadt mit ihren großartigen Menschen.

Zeichnung: Adelhelm Dietzel



Wie Krackel-Krackel durch die SR Rumänien reiste

Zeichnungen: Jutta Mirtschin

Von den böhmischen Bergen sahen wir lediglich die Spitzen, als wir in den späten Morgenstunden den Erzgebirgskamm überquerten. Der Hradschin grüßte uns bei guter Sicht zur Mittagszeit, und bevor wir zu mitternächtlicher Zeit die Grenze zur Ungarischen Volksrepublik erreichten, empfing uns das Lichtermeer von Bratislava.
Wir fuhren weiter. Wir, das waren fünfzehn Puppenspieler, einige Techniker, zwei Fahrer. Und mit uns fuhren der alte Holzfäller mit seinen beiden Töchtern Anku und Kari, der verzauberte Prinz mit Kuh, Hähnchen und Hühnchen, der Rabe Krakkel-Krackel, das lustige Eichhörnchen und der ängstliche Hase. Doch sie sahen weder die Sonne noch die dunkle Nacht – sie konnten ihren tiefen Schlaf fortsetzen, bis sie in einem rumänischen Dorf von Kinderstimmen geweckt werden, wenn sie ihr Spiel auf der Puppenbühne beginnen sollten.
Doch bis dahin waren noch einige Tage Zeit, denn zwischen dem Hier der nächtlichen Rast und jenem rumänischen Dorf waren noch viele hundert Kilometer zu fahren, und dazwischen lag das wunderschöne Budapest.
Die natürliche Neugierde auf diese Stadt hat uns die Müdigkeit und die Steifheit der durchfahrenen Nacht aus den Gelenken getrieben, und so sind wir, kaum ein paar Stunden in dieser Stadt, mitten unter den Frühaufstehern, die zu dieser Morgenstunde die „Margit-Hit" hinüberlaufen. Und irgendwie ist uns allen zumute wie etwa Kolumbus oder auch nur seinen Mannschaftskameraden. Das bleibt den ganzen Tag so.



Blumen für Anku und Kari

Von all dem spürten der alte Holzfäller und seine beiden Töchter nichts, und auch nicht der Rabe Krackel-Krackel. Sie wurden erst wach, als sie die Klänge einer Blaskapelle hörten und die fröhlichen Lieder vieler hundert Kinder in dem kleinen rumänischen Dorf Biled. Sie blinzelten tüchtig mit den Augen, denn die Sonne blendete sie, und am liebsten wären sie wieder in ihren Kisten verschwunden. Doch sie überwältigten ihre Reisemüdigkeit, schüttelten ein paarmal ihren Holzkopf und gingen daran, sich für die Vorstellung fertig zu machen. Denn die vielen kleinen und großen rumänischen Freunde hatten ihnen einen freundlichen Empfang bereitet, wie sie ihn noch nie erlebt hatten. Das war nicht nur die lustige Blasmusik, da waren viele schöne Lieder und fast tausend bunte Blumensträuße und Kinder mit festlichen Trachten.
An diesem Tag hatten sich die Holzpuppen vorgenommen, besonders gut zu spielen. Und dann lauschten die fünfhundert Jungen und Mädchen gespannt dem Spiel der Geschichte vom „Waldhaus". Sie lernten die Sorgen des alten Holzfällers kennen und seine Arbeit und bangten um Kari, als sie auf der Suche nach ihrer Schwester in einen starken Sturm gerät, und sind am Ende ebenso glücklich wie Kari, weil es durch ihren Fleiß gelang, den verzauberten Prinzen zu befreien. Und als Fred, Anneliese, Hans, Kuno und die anderen vor den Vorhang kommen, erhalten sie extra noch einmal Beifall und viele Blumen, weil sie den Puppen ihre Stimme gaben, sie tanzen und singen ließen.
Später sitzen alle noch eine Weile beisammen, essen, trinken und erzählen von zu Hause, von der Schule, von ihrem schönen Land, wie es weitergeht und wie es werden soll in ein paar Jahren. Und es ist, als kennt man sich schon lange und nicht erst zwei Stunden, als wären wir nicht eineinhalbtausend Kilometer gefahren, sondern nur zweimal um die Ecke zum Nachbarn, den man schon sehr lange kennt. Dann müssen wir uns doch trennen, weil in anderen Dörfern noch viele tausend Kinder die Geschichte vom „Waldhaus" kennenlernen wollen. Wir winken zum Bus heraus, der jetzt aussieht wie ein frischbelieferter Blumenladen und rufen „la revidere", und vielhundertstimmig kommt die Antwort „Auf Wiedersehen!"

Ein Zahn fällt aus der Rolle

Anneliese hat eine dicke Backe. Auf der Fahrt hierher nach Himbolia fing es an – plötzlich und schmerzhaft.
Wie überall bisher, empfingen uns viele hundert Kinder und Erwachsene mit Blumen, auswendig gelernten Versen, herzlichen Worten und fragenden Augen. Doch alle Herzlichkeit ist einem starken Zahnweh unterlegen. Anneliese spricht zwei Rollen, spielt zwei Puppen, sie ist nicht zu ersetzen. Die sechshundert Kinder im Saal lassen sie die Zähne zusammenbeißen – aber auch das ist kein Mittel. Und dann ist sie plötzlich gar nicht mehr auffindbar. Keiner weiß, wo sie ist, wir sind einigermaßen ratlos. Die Zeit ist heran – und sechshundert Kinder können Unruhe verbreiten, wenn sich auf der Bühne nichts tut. Gerade will Hans vor den Vorhang treten, den Kindern etwas erzählen über unser Land und die Kinder, die darin wohnen und daß sie Grüße mitgeschickt haben, da steht sie plötzlich auf der Bühne, ein wenig benommen noch, aber lächelnd: „Ich war nur mal schnell beim Zahnarzt. Nicola hat mich hingefahren."
Dann geht alles wieder seinen gewohnten Gang hinter der Spielleiste, und es sieht leicht aus und einfach und ist doch so schwer zu machen.
Eine Stunde dauert eine Vorstellung, kaum mehr, aber in dieser Stunde fließt viel Schweiß den Rücken herunter. Mehrere Rollen muß jeder im Stück spielen, teilweise in der Kniebeuge, weil der Größenunterschied nur so ausgeglichen werden kann, und die Stabpuppen müssen in dieser Zeit ständig hochgehalten werden. Fred, der gleich vier Rollen spielt, ist schweißgebadet, wenn die Vorstellung vorüber ist, und freut sich doch am meisten und lacht, wenn er zu den Kindern vor den Vorhang tritt.
Die Tage fliegen wie Pusteblumen dahin. Wo auch immer der Ikarus-Bus stoppte, wo immer die Kulissen ausgeladen wurden, waren Menschen anwesend, die uns herzlich begrüßten: mit Worten, mit Musik, mit Speise und Trank, in wertvollen Trachten nach alter Sitte. Und die Säle waren überfüllt, obwohl sie groß waren, und es kamen nicht nur Kinder, es kamen auch viele Erwachsene. Es kam auch vor, daß mal ein Geschäft „wegen einer Sonderveranstaltung" für ein paar Stunden schloß. Wir waren es gewohnt, von einem Teller kräftig zu essen, mußten hier aber lernen, den Appetit „auf mehrere Durchgänge zu verteilen". Und wenn wir nach Stunden herzlichen Beisammenseins aufbrechen mußten, schieden wir wie alte Bekannte. Und das „Auf Wiedersehen" war ehrlich und hatte plötzlich einen tiefen Sinn.
Zwölftausend Kinder sahen die Karl-Marx-Städter Puppenspieler in siebzehn Vorstellungen, und zwölftausend Freunde haben sie sich neu dazugewonnen, die noch eine Weile an den alten Holzfäller mit seinen beiden Töchtern, an den verzauberten Prinzen, die Kuh, das Hähnchen und Hühnchen, an den Raben Krackel-Krackel, das lustige Eichhörnchen und den ängstlichen Hasen denken werden.

Erich Piontkowski



Rhythmus der Arbeit

Selbstbildnis, 1945, Holzschnitt

Wer von euch schon einmal versucht hat, etwas in einen Holzblock zu schneiden, weiß, wie schwer es ist, die vorgestellte Form herauszuarbeiten. Das Holz setzt unserem Willen einen Widerstand entgegen. Es muß bezwungen werden.

Der Holzschnitt fordert, daß der Künstler sich auf das Wesentliche konzentriert und eindeutig sagt, was er will. Für Nebensächlichkeiten, z. B. Einzelheiten der Umgebung oder der Kleidung, ist kaum Platz. Man muß mit schwarzen und weißen Flächen, die direkt aneinanderstoßen, auskommen. Die Linien, die die Formen gliedern oder umgrenzen, sind breit und kantig und lassen die Mühe spüren, mit der sie ins Holz gegraben wurden.

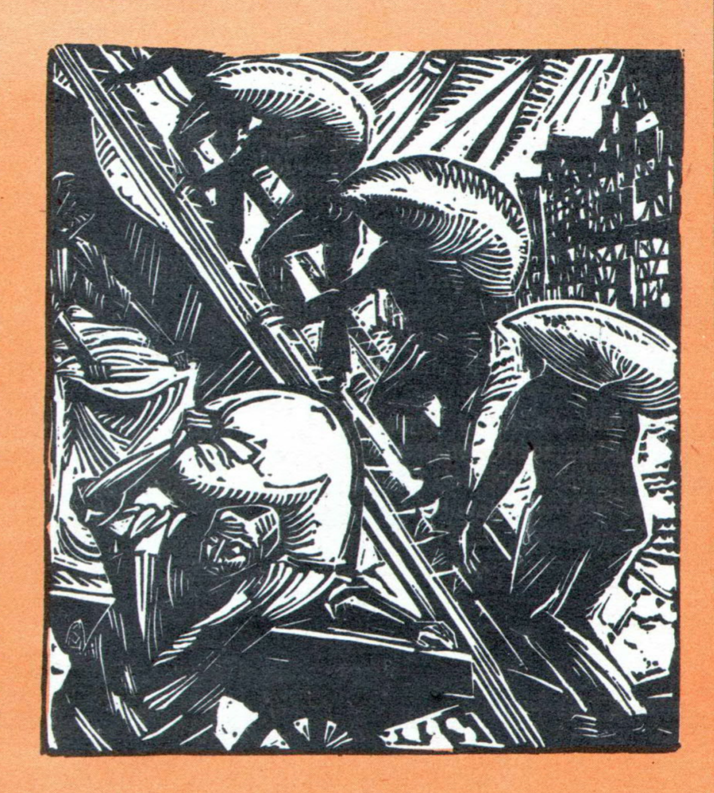
Es ist kein Zufall, daß die Künstlerin Sella Hasse, deren Holzschnitt „Streckenarbeiterinnen" wir uns anschauen, gerade dieses schwierige Material wählte. Die Besonderheiten des Holzschnitts kamen dem Anliegen der Künstlerin entgegen.

Ganz an den Bildrand gerückt vier Arbeiterinnen. Sie schwingen mit großer Kraftanstrengung die Spitzhacke. Ihre weitausladenden Bewegungen wirken energiegeladen und aufeinander abgestimmt. Vom Heben der Spitzhacke über den Kopf bis zum Niedersausen auf die Steine sind alle Bewegungsabschnitte dieser Tätigkeit festgehalten. Beinahe wie in Zeitlupe können wir die einzelnen Momente miterleben, die dann ineinanderübergehen, schneller werden, den Körper durch die Schwungkraft der Hacke mitreißen. Alles verschmilzt zu einer großen halbkreisförmigen Bewegung, die die Fläche gliedert. Man vermag das Dröhnen zu hören, wenn die Arbeiterinnen die Steine zwischen den Gleisen lockern. Die Luft vibriert förmlich vom Schwungholen und atmet den Schweiß dieser Anspannung. Der Gleichklang der Bewegungen wird von kleineren Figuren im Bildhintergrund wiederholt und dadurch betont. In dieser Gruppe wird noch deutlicher, daß alle Arbeiterinnen miteinander verbunden sind. Die unterschiedlichen Bewegungshaltungen erwachsen auch hier scheinbar aus einer Figur. Das rhythmische Auf und Ab der arbeitenden Frauen und ihre kraftvollen, aber auch biegsamgeschmeidigen Körper waren für Sella Hasse ein großes künstlerisches Erlebnis, das sie uns vermitteln wollte. Gleichzeitig versucht sie, die Schwere der Arbeit und ihre Anstrengungen auszudrücken. Dabei hilft ihr die verwendete grafische Technik des Holzschnittes.

Das Schneiden von Bildern in Holz lernte Sella Hasse durch Käthe Kollwitz kennen, mit der sie befreundet war. In vielen Briefen gab ihr Käthe Kollwitz Ratschläge für das künstlerische Schaffen. Sie ermutigte sie, nicht nur die Schönheit der Arbeit, sondern ebenso die schweren, unmenschlichen Bedingungen, unter denen sie im Kapitalismus geleistet werden mußte, und insbesondere die Probleme der Frauen, aufzuzeigen. Das war für Sella Hasse auch ein Mittel, die rücksichtslose Ausbeutung aller Körperkräfte, die Mißachtung des Menschen im Kapitalismus schonungslos zu zeigen. Sella Hasses Bilder werden auch heute noch von den Menschen verstanden, rufen ihren Widerspruch hervor. Sie zeigt uns in Formen, die eine enge Verbindung zur Wirklichkeit wahren, sowohl die Schönheit und Kraft, die in der gemeinsamen Arbeit des Menschen liegen, als auch die Unzulänglichkeiten der kapitalistischen Gesellschaftsordnung. Ihr ganzes Werk ist ein Bekenntnis zu den arbeitenden Menschen, die für sie die Zukunft darstellen.

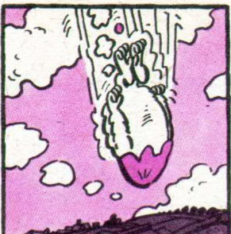
Dr. Ulrike Sack

Kornträger, 1912, Holzschnitt



Zum „Bild des Monats"

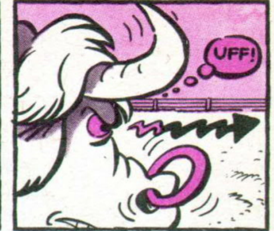


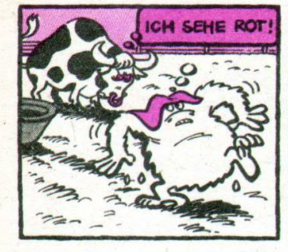


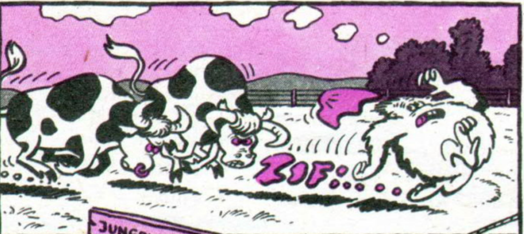


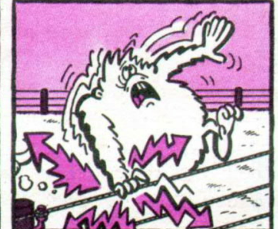


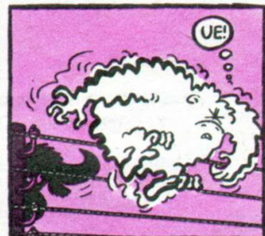










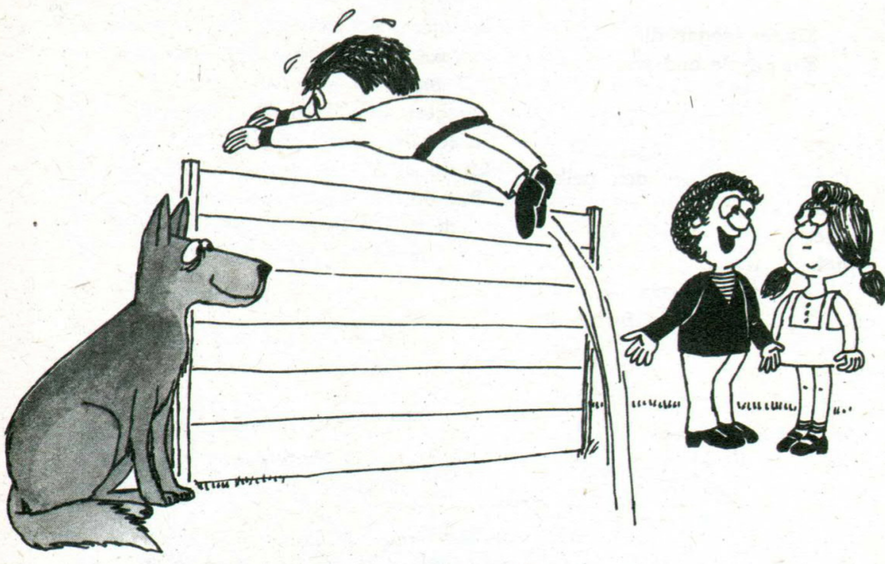






Lächerlichkeiten

Zeichnungen: Heinz Jankofsky

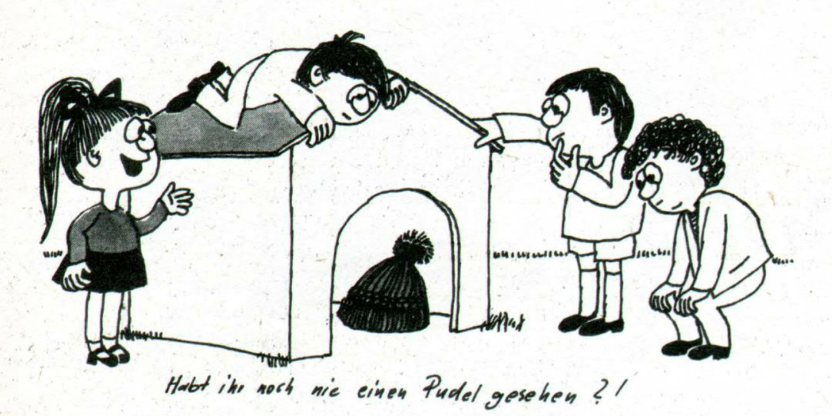




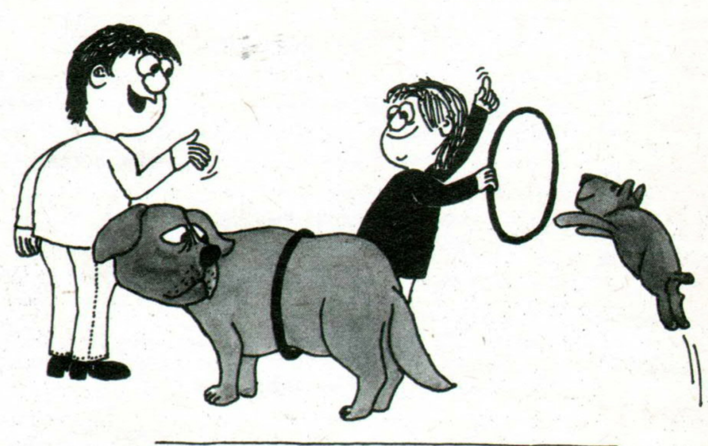
Zeigen muß man es ihm natürlich ...!



„Nein, nein. Nicht was du denkst....“



Habt ihr noch nie einen Pudel gesehen ?!



Immerhin, versucht hat er's!

Ali und Archibald

von Horst Alisch

Wie du mir, ...









MAIZEZEG

EVA BRÜCK

Maizezeg heißt Maiblume. Es ist der Name eines Mädchens aus Ulan-Bator, der Hauptstadt der Mongolischen Volksrepublik. Maizezegs Stimme ist allen mongolischen Kindern aus dem Radio bekannt, wo sie seit acht Jahren täglich die Kinder in der Sendung: „Einen guten Morgen" begrüßt.

Sie besucht die 10. Klasse der 1. Schule in Ulan-Bator, benannt nach dem ersten Ministerpräsidenten der MVR, Tschoibalsan. Zur Zeit der Revolution gab es in diesem Riesenland überhaupt nur zwei Schulen, denn damals kam Schulbildung nur für Jungen, und auch nur für die Söhne von Prinzen, Feudalherren und reichen Kaufleuten in Frage. Die Kinder der Araten – so nennt man die Viehzüchter und Hirten – waren von der Möglichkeit zu lernen ausgeschlossen.

1921, als Suche Bator, ein Drucker von Beruf, der sich selber Lesen und Schreiben lehrte, in der Mongolei die sozialistische Revolution führte, wie Lenin kurz vorher im Nachbarland, in der Sowjetunion, begann ein neues und besseres Leben für die Mongolen. Alle, die lernen wollten, auch Mädchen und die Kinder der Araten, bekamen dazu die Gelegenheit, und viele haben heute ver-



antwortungsvolle Berufe. Am Anfang war es natürlich schwer: Schulbücher mußten geschrieben werden – in einer Schrift, die alle lernen konnten. Darum wurde die kyrillische Schrift, die auch im sowjetischen Nachbarland benützt wird, mit einigen zusätzlichen Buchstaben, eingeführt. Lehrer mußten ausgebildet und Schulen gebaut werden.

Dabei hat das sowjetische Brudervolk in jeder Hinsicht geholfen und hilft auch heute noch, so daß eine echte, warmherzige Freundschaft zwischen beiden Ländern besteht. Es war, als wäre 1921 ein Riese erwacht, der jahrtausendelang unter der mongolischen Erde geschlafen hatte. Er schüttelte sich, stand auf, streckte sich – und bot alle Schätze der Erde den Menschen zum Wohle an. So entstanden und entstehen heute Kohle- und Erzbergwerke, Fabriken und Kombinate. Auf der unberührten Erde werden wie Teppiche goldener Weizen, blühende Obstgärten, Parks und Gärten angelegt von den Menschen, die sich heute in der Steppe und Wüste und in den Bergen Dörfer und Städte bauen, und die entlegene Jurten durch Sprechfunk und Hubschrauber mit den Siedlungen verbunden haben. Zum 50. Pioniergeburtstag in der MVR sprach Batsuch, Verdiente Lehrerin des Volkes, zu den Kindern. Sie erzählte, wie schwer es am Anfang für die ersten Pioniere der Karl-Marx-Einheit, der sie angehört hatte, gewesen war: „Wir gaben alles, was wir neu gelernt hatten, an unsere Familien und Bekannten weiter. Oft ertrugen wir sogar Prügel mit Stolz, die uns ‚Naseweisen und Grünschnäbeln' erteilt wurden von den Alten, die sich von uns nicht ‚belehren' lassen wollten."

Heute hat jede Kreisstadt eine Schule. Wenn die Schule nicht zu weit von der Jurte der Familie entfernt ist, reiten die Kinder, sogar die kleinsten Abc-Schützen, täglich zur Schule und wieder nach Hause. Mit geschickten Bewegungen schwingen sie sich auf ihre Pferdchen und galoppieren lachend und lärmend über Flüsse, Gräben, Hügel und die endlosen grünen Grassteppen oder den gelben Sand der Wüste; oftmals ist der Schulweg fünfzehn oder zwanzig Kilometer lang. Aber was ist das schon in einem Landkreis wie Örgön Somon, der eine Fläche in der Größe der Schweiz hat? Dort leben 1 000 Menschen – 345 davon in Jurten, die einzeln oder zu zweit irgendwo in der Weite stehen, in der Nähe eines Brunnens oder einer Quelle, einige hundert Kilometer von der nächsten kleinen Siedlung entfernt. Die Kinder aus diesen Jurten werden von LKWs oder Jeeps am Ende der Ferien abgeholt und in Internatsschulen gebracht. Zu Beginn der Ferien bringt man sie wieder nach Hause. Im Internat wohnen sie während des Semesters und werden dort versorgt und regelmäßig vom Arzt untersucht. Das alles – auch der Transport – kostet den Eltern keinen Pfennig, alles bezahlt der Staat. In den Zimmern eines Internats sieht es ähnlich aus wie zu Hause in der Jurte: die Betten, die an den Wänden stehen, haben bunte Vorhänge, so daß man sich auch zurückziehen kann. Dazwischen stehen niedrige Truhen für die Sachen der Kinder. Bunte Teppiche und Wandbehänge oder Felle geben eine gemütliche Stimmung. Nur der eiserne Ofen mit dem langen Rohr und die Holzbottiche mit Schafs- und Ziegenmilch, die in jeder Jurte zu finden sind, fehlen, und das Internatszimmer erhält tagsüber sein Licht nicht durch eine Öffnung im Dach und abends durch eine Zeltlampe – denn es befindet sich in einem Haus mit Fenstern und elektrischem Licht. Die Jurte übrigens ist in weniger als einer Stunde auf- und abzubauen und kann auf zwei Kamelen transportiert werden. Sie besteht aus einem leichten, zerlegbaren Holzgestell mit Filz darüber – im Winter mehr, im Sommer weniger.

Schule und Bildung sind heute mit Hilfe von Abendkursen in den Siedlungen und vor allem durch Presse und Rundfunk bis in die entlegensten Gebiete vorgedrungen. Nicht selten kann man einen Hirten in der Einöde auf seinem Pferd sehen, mit dem langen Fangstab quer vor sich, in der Tasche ein Transistorradio, der die letzten Nachrichten über das ferne Portugal oder Chile verfolgt.

Maizezeg stehen heute alle Wege offen. Sie ist eine ausgezeichnete Schülerin. Schon jetzt spricht sie sehr gut russisch. Sie versteht die Bedeutung dieser Sprache als Schlüssel zur Verständigung zwischen den Völkern. Maizezeg möchte nach Abschluß der Oberschule Sprachen studieren.

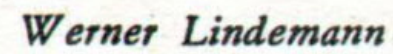


Zwei Ameisen

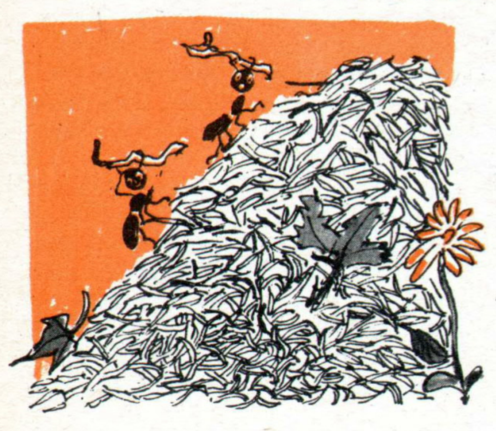
Zwei Ameisen strebten einen Berg hinauf, zielstrebig, gleichmäßig. Sie nahmen ohne zu murren die leichten und die schweren Stellen ihres Aufstieges. Die eine Ameise blieb allerdings gelegentlich stehen und sah nach rückwärts. Die andere wunderte sich darüber.

„Warum guckst du zurück? Das hält uns doch nur auf."

„Das Ziel habe ich ständig vor Augen", sagte die erste, „ich möchte aber auch die bewältigte Wegstrecke überblikken; das erleichtert mir den Weg zum Ziel."



Werner Lindemann

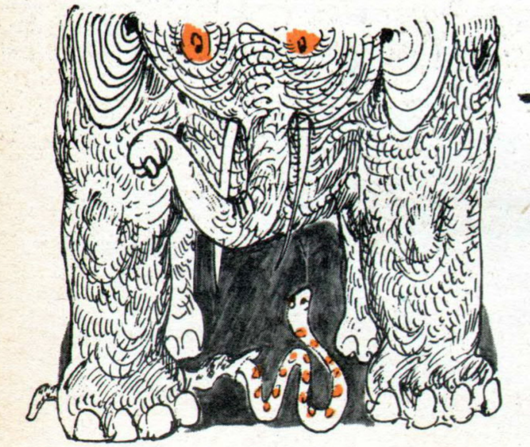


Schlange und Elefant

Der Elefant begegnete der Schlange, die sich gerade unter großen Anstrengungen aus ihrer alten Haut wand. Der Elefant fragte: „Warum wechselst du eigentlich deine Haut so oft?" Antwortete die Schlange: „Damit ich nicht solch ein dickes Fell bekomme wie du."



Werner Lindemann



Das verwunschene Huhn

Es war einmal eine große Insel mitten im Meer. Eigentlich lag sie nahe der Küste, aber das Wasser umspülte ringsum den Strand und steile Küsten, so daß sie doch mitten im Meer lag. Später haben kluge Menschen eine Brücke für Auto und Eisenbahn vom Festland zur Insel gebaut. Jedoch zu dieser Zeit, von der ich erzähle, gab es hier weder Menschen noch Brücken, noch Autos oder Eisenbahnen.

Nur Hühner lebten auf der Insel. Entlang der Küste, möglichst nahe am Strand, hatten sie ihre dreibeinigen mit Federn gedeckten Häuser gebaut. Das sah überaus lustig aus, denn schon am Dach konnte man den Hausbesitzer erkennen. Zum Beispiel kündete ein schillernd buntes Dach vom prachtvollen Italiener-Hahn oder ein silberweiß glänzendes vom Wyandotte als Hausherren. Dieses Hühnervolk war ein ganz besonderes. Es pickte nicht einfach die Körner vom Erdboden oder zankte sich um einen Regenwurm – oh nein, es mußte alles auf's Feinste zubereitet sein. Herrliche Körnerkuchen und duftende Regenwurmpasteten kamen auf den Tisch, Engerling-Omeletts mit Grützebutter und Gräserwein mit Kleiekeks. Nur so aß man im Hühnerland auf dieser Insel. Grobe Kost wurde verschmäht.

Das Hühnerland hatte auch einen König. Bankiva III, stolz, prächtig anzusehen und klug. Der sah das kommende Unheil beizeiten, denn Felder zu bestellen oder Würmer zu halten, das fiel keinem Huhn mehr ein. Die Hühner nahmen von dem, was Wald und Wiese hergaben, und davon sehr, sehr viel.

Mit der Zeit wurde es immer mehr. Jede der Hühnerfrauen wollte die andere bei festlichen Anlässen überbieten. Jede wollte die dickste sein und das glänzendste Federkleid haben. Als sie schließlich dabei waren, die letzte Wiese abzuweiden, rief Bankiva III seine Hühnerfürsten zusammen.

Am Versammlungsort gab es prächtige Umzüge. Jeder der Hühnerfürsten stellte seine Schönheit zur Schau. Da die Hühnerfürsten aber nicht nur schön, sondern auch überaus stolz waren, wollten sie weder ihre Fehler eingestehen, noch einen gemeinsamen Plan für die Zukunft ihrer Insel fassen. Als ihnen das Überlegen zu langweilig wurde, begannen sie, Hahnenkämpfe um die Hühnerprinzessinnen auszutragen. Die letzte Wiese war inzwischen leer.

Bankiva III bekam die Wut. Er riß sich eine bunte Feder nach der anderen aus, sein Kamm stand senkrecht in die Höhe, und er verfluchte sein Volk.

„Keine einzige Feder sollt ihr am Leibe haben! Nackt, grau, häßlich und ohne Augen sollt ihr sein! Und dort, wo euer dummer, gefräßiger Magen ist, soll ein Loch sein!" Dieser Fluch wurde wahr.

Seit dieser Zeit gibt es das Volk der faulen Hühner nicht mehr. Nur viele graue, mit durchgehenden Löchern versehene Steine am Strand der Insel sind geblieben.

Später brachten Menschen wieder Hühner als Haustiere auf die Insel. Wenn die Kücken einmal unartig sind, dann erzählt die Henne jene Geschichte vom dummen Hühnervolk, das wie die Götter lebte, aber sein Leben nicht zu gestalten wußte.

Wer an der Ostsee auf der Insel Rügen einen dieser Steine, also einen Hühnergott, findet, kann in das durchgehende Loch blasen. Er hört dann das Klagen des verwunschenen Huhnes.

Gudrun Wolter



Zeichnungen: Sigrun Pfitzenreuter

MANFRED WEINERT

Brief an Viki

Für Viki begann die Geschichte in der Schlange vor dem Bäckerladen, in der sie Ulf entdeckte. Wäre Evi bei ihr, hätte Viki zu der Freundin gesagt: I, ausgerechnet Ulf, der Lord. Nicht mein Fall. – Mädchen mit dreizehn sind manchmal so, und meinen mitunter das Gegenteil. Viki war froh, denn Ulf sprach sie an. Er erzählte, ohne zu prahlen, war nicht wie Dieter, mit dem Evi immer angab. Und nach dem Einkauf gingen Viki und Ulf noch in die Eisbar.

Am nächsten Morgen holte Ulf Viki von zu Hause ab. Sie nahm sich vor, Evi alles haargenau zu erzählen, wie witzig Ulf sein konnte. Viki lachte schallend und vernahm: „Kannst du mir mal deine Mathe-Aufgaben geben? Ich kam gestern zu gar nichts mehr."

Deshalb also! Viki lachte nicht mehr. Ulf gehörte zu den Spickern in der Klasse. Das war bekannt. Ein komisches Gefühl beschlich sie. Benno war daran schuld, Benno, der Gruppenratsvorsitzende. Er hatte Viki zur Elternversammlung delegiert. Jawohl, du bist delegiert, hatte Benno gesagt. Nieder mit den Spickern!

Abends verlas Viki den Arbeitsplan. Tags darauf sagte die Mutter: „Gut, was du vorgetragen hast. Ein guter Plan. Nur hilf, ihn ebenso gut zu erfüllen. Du bist schließlich im Gruppenrat."

„Keine Bange. Auf mich können sich alle verlassen", hatte Viki erwidert. Wie man das so sagt. Sie hatte ja nicht wissen können, daß Ulf ihr so kommen würde, ausgerechnet, wo etwas zwischen ihnen anfing, etwas, das wie ein großes Geheimnis war.

Doch im Arbeitsplan stand: Wir achten darauf, daß keiner abschreibt, noch abschreiben läßt. Und nach der Gruppenversammlung hatten sich Benno und Dieter mit Ulf sehr gestritten. Aber konnte Viki Ulf enttäuschen? Womöglich verlor sie dann seine Zuneigung?

„Nur, weil du es bist", sagte Viki und wunderte sich. Ulf zögerte, schien einen Moment lang das Matheheft gar nicht zu wollen, doch als er es genommen hatte, rannte er los.

Kaum war Viki in der Klasse, bat Evi: „Du, borg mir mal rasch dein Matheheft."

„He, seit wann schreibst du ab?"

„Quatsch, ich doch nicht. Dieter. Er hatte gestern Training."

„Dieter? Borg ihm doch deine Aufgaben."

„Ich glaub, die sind nicht ganz richtig."

Viki sog die Luft tief ein. Ihr blieb nur laute Empörung. Sollte



sie Evi sagen, daß sie das Matheheft Ulf gab? Es wäre im Nu in der Klasse herum. Die Spickers würden mit dem Finger auf sie zeigen. Nein, Viki erinnerte Evi an den Arbeitsplan, beschimpfte auch Benno, weil er nur grienen würde, nannte Dieter einen miesen Pionier, Evi so etwas einzubrocken, und vermied es, Ulf anzublicken. Natürlich schämte sich Viki. Ihr Auftritt war Lüge. Wütend wollte sie Ulf einen Zettel schreiben. Das alles hast du angerichtet! Doch ihr Dreifarbenstift war weg. Sie wußte genau, sie hatte ihn zu Hause in die Federtasche gesteckt, hatte die Federtasche vorhin auf den Tisch gelegt, dann hatte Evi diese Frage gestellt, und nun ...?

Der herrliche Dreifarbenstift. Er war ein Geschenk, war dreikantig, glasklar und leuchtete immer in der Farbe, mit der geschrieben wurde: rot, blau oder grün. Diesen Stift hatte sich noch niemand auszuborgen gewagt, wie sich mancher von manchem in dieser 7b mal etwas borgte, auch Viki. Vom Dieter in der Bankreihe nebenan rasch den Radiergummi, vom Ulf hinter ihr öfter ein Dreieck, vom Benno ab und an eine Füllerpatrone und von Evi ein paar Spritzer Kölnischwasser. Je länger Viki nachdachte, je mehr stand für sie fest: Ihr Dreifarbenstift war gestohlen worden, vorhin, als sie sich aufgeregt hatte. Jemand wollte sich an ihr rächen. Jeder wußte, wie wertvoll ihr dieser Dreifarbenstift war.

Evi könnte es getan haben. Sie hätte ein Motiv. Viki war zu ihr sehr grob gewesen. Aber Dieter hatte auch ein Motiv zur Rache, wenn er wirklich hatte abschreiben wollen. Ohne Hausaufgaben bekam er nachher womöglich eine Fünf. Er, der Sohn des Kreisschulrates!

Oder sollte etwa Benno der Täter sein? Als Viki ihn vorhin anraunzte, weil er als Gruppenratsvorsitzender gegen das Abschreiben auftreten müßte, kam er, grinste und tippte Viki an die Stirn.

Doch was hatte ihr Dreifarbenstift eigentlich mit ihrem Lärm gegen das Abschreiben zu tun? Überhaupt, wie lange brauchte Ulf, bis er ihre Aufgaben in sein Heft geschummelt hatte. Sollte er den Stift etwa genommen haben? Welchen Sinn hätte das? Ulf war der einzige, der die Wahrheit wußte. Ulf, der Spicker!

Viki blieb heute unaufmerksam, grübelte und grübelte und hoffte zugleich, daß Ulf ihr das Matheheft so unauffällig wie möglich zurückgeben möchte. Andernfalls würden Evi, Dieter und Benno einen Mordskrach schlagen. Viki wäre für lange Zeit unglaubwürdig. Grad wie sie das dachte, stieß Ulf sie an, natürlich viel zu auffällig und er flüsterte viel zu laut: „He, Viki, hier."

Idiot, dachte sie und stellte sich taub. Evi war aufmerksam geworden. Ehe Viki etwas verhindern konnte, nahm Evi Ulf ab, was er Viki hatte reichen wollen. Aber Evi schob Viki kein Matheheft, sondern einen gefalteten Bogen zu. Ein Brief? Ein Brief in roter, blauer und grüner Schrift?

Viki las. Ihr wurde heiß und kalt. Dann zerriß sie den Brief. Das bemerkte die Lehrerin. Viki verschwieg ihr, wer ihr was geschrieben hatte. Hätte Viki nicht geschwiegen, wäre zwar herausgekommen, wer ihr den Dreifarbenstift gestohlen hatte, aber herausgekommen wäre auch, warum er weggenommen wurde und was das mit dem Abschreiben gemeinsam hatte. Die Lehrerin vermerkte im Klassenbuch, daß Viki den Unterricht gestört hatte, und irgendwer schrieb in der Pause an die Tafel: *Was könnte im Brief an Viki gestanden haben?*

Wer findet heraus, was im Brief in roter, blauer und grüner Schrift geschrieben steht?

Denkt nach, lest die Geschichte noch einmal, schreibt die Lösung nach euren Überlegungen und eurer Phantasie auf. Das „Geschichten-Ende" sollte nicht länger als e i n e Seite sein.

Schickt eure Briefe an: Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, PSF 37.
Kennwort: Viki Einsendeschluß: 31. Dezember 1977
Gebt bitte euer Alter an.

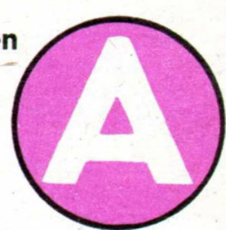
Die besten zwei Einsendungen werden zusammen mit dem vom Schriftsteller Manfred Weinert gefundenen Schluß in „Frösi" veröffentlicht.

Als weitere Preise warten auf euch:
Vierfarbkugelschreiber, Faserschreiber, Briefpapier, Füllfederhalter

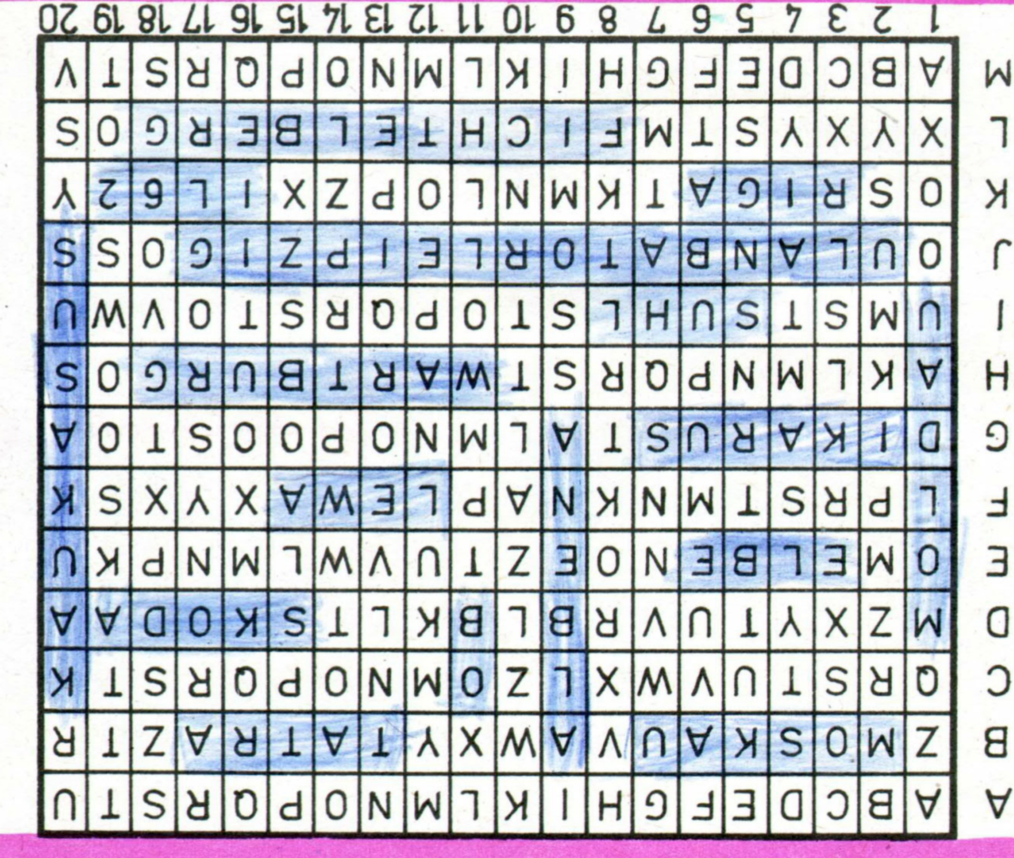
Wir wünschen euch originelle Ideen und Freude beim Schreiben!

KNOBEL-DUELL

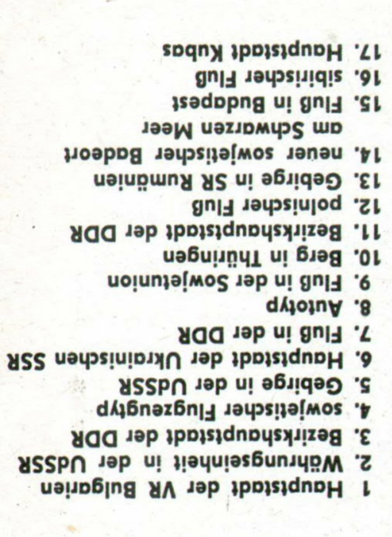
Was **A** antworten muß



1. Sofia
2. Rubel
3. Gera
4. TU 134
5. Ural
6. Kiew
7. Oder
8. Wartburg
9. Wolga
10. Inselsberg
11. Dresden
12. Weichsel
13. Karpaten
14. Pizunda
15. Donau
16. Lena
17. Havanna



	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20
A	A	B	C	D	E	F	G	H	I	K	L	M	N	O	P	Q	R	S	T	U
B	Z	M	O	S	K	A	U	V	A	W	X	Y	T	A	T	R	A	Z	T	R
C	Q	R	S	T	U	V	W	X	L	Z	O	M	N	O	P	Q	R	S	T	K
D	M	Z	X	Y	T	U	V	R	B	L	B	K	L	T	S	K	O	D	A	A
E	O	M	E	L	B	E	N	O	E	Z	T	U	V	W	L	M	N	P	K	U
F	L	P	R	S	T	M	N	K	N	A	P	L	E	W	A	X	Y	X	S	K
G	D	I	K	A	R	U	S	T	A	L	M	N	O	P	O	O	S	T	O	A
H	A	K	L	M	N	P	Q	R	S	T	W	A	R	T	B	U	R	G	O	S
I	U	M	S	T	S	U	H	L	S	T	O	P	Q	R	S	T	O	V	W	U
J	O	U	L	A	N	B	A	T	O	R	L	E	I	P	Z	I	G	O	S	S
K	O	S	R	I	G	A	T	K	M	N	L	O	P	Z	X	I	L	6	2	Y
L	X	Y	X	Y	S	T	M	F	I	C	H	T	E	L	B	E	R	G	O	S
M	A	B	C	D	E	F	G	H	I	K	L	M	N	O	P	Q	R	S	T	V



Diese Fragen stellt B an A

(A findet die Antworten im Feld A)

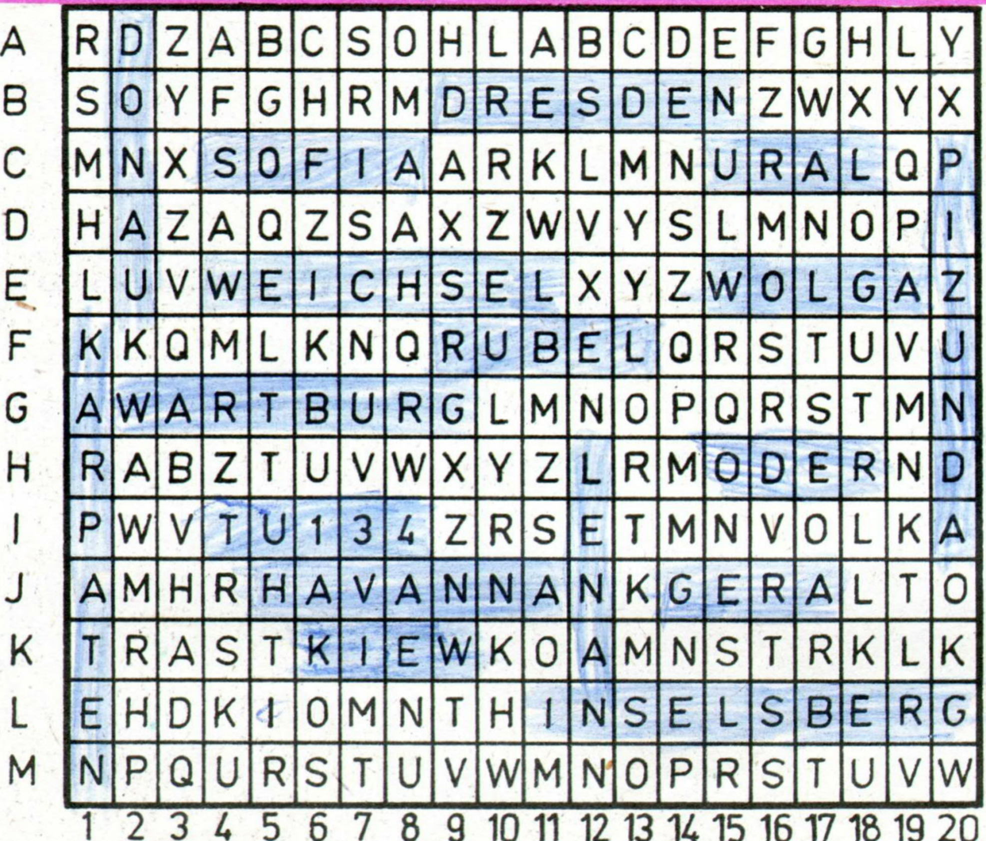
1. Hauptstadt der VR Bulgarien
2. Währungseinheit in der UdSSR
3. Bezirkshauptstadt der DDR
4. sowjetischer Flugzeugtyp
5. Gebirge in der UdSSR
6. Hauptstadt der Ukrainischen SSR
7. Fluß in der DDR
8. Autotyp
9. Fluß in der Sowjetunion
10. Berg in Thüringen
11. Bezirkshauptstadt der DDR
12. polnischer Fluß
13. Gebirge in SR Rumänien
14. neuer sowjetischer Badeort am Schwarzen Meer
15. Fluß in Budapest
16. sibirischer Fluß
17. Hauptstadt Kubas

Wer weiß sie schneller?
Wer sieht sie schneller?

17 Antworten auf 17 Fragen

Sie sind zwischen den Buchstaben versteckt, in jedem Feld 17 Wörter – 5 senkrecht und 12 waagerecht!

Was **B** antworten muß



	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20
A	R	D	Z	A	B	C	S	O	H	L	A	B	C	D	E	F	G	H	L	Y
B	S	O	Y	F	G	H	R	M	D	R	E	S	D	E	N	Z	W	X	Y	X
C	M	N	X	S	O	F	I	A	A	R	K	L	M	N	U	R	A	L	Q	P
D	H	A	Z	A	Q	Z	S	A	X	Z	W	V	Y	S	L	M	N	O	P	I
E	L	U	V	W	E	I	C	H	S	E	L	X	Y	Z	W	O	L	G	A	Z
F	K	K	Q	M	L	K	N	Q	R	U	B	E	L	Q	R	S	T	U	V	U
G	A	W	A	R	T	B	U	R	G	L	M	N	O	P	Q	R	S	T	M	N
H	R	A	B	Z	T	U	V	W	X	Y	Z	L	R	M	O	D	E	R	N	D
I	P	W	V	T	U	1	3	4	Z	R	S	E	T	M	N	V	O	L	K	A
J	A	M	H	R	H	A	V	A	N	N	A	N	K	G	E	R	A	L	T	O
K	T	R	A	S	T	K	I	E	W	K	O	A	M	N	S	T	R	K	L	K
L	E	H	D	K	I	O	M	N	T	H	I	N	S	E	L	S	B	E	R	G
M	N	P	Q	U	R	S	T	U	V	W	M	N	O	P	R	S	T	U	V	W

1. Moskau
2. Lewa
3. Suhl
4. IL 62
5. Tatra
6. Riga
7. Elbe
8. Wartburg
9. Skoda
10. Fichtelberg
11. Leipzig
12. Moldau
13. Kaukasus
14. Albena
15. Ikarus
16. Ob
17. Ulan-Bator

Diese Fragen stellt A an B

(B findet die Antwort im Feld B)

1. Hauptstadt der UdSSR
2. Währungseinheit in der VR Bulgarien
3. Bezirkshauptstadt der DDR
4. sowjetischer Flugzeugtyp
5. Gebirge in der ČSSR
6. Hauptstadt der Lettischen SSR
7. Fluß in der DDR
8. historisches Baudenkmal in Eisenach
9. Autotyp in der ČSSR
10. hoher Berg in der DDR
11. Bezirkshauptstadt der DDR
12. Fluß in Prag
13. Gebirge im Süden der UdSSR
14. bulgarischer Badeort am Schwarzen Meer
15. Name des RGW-Omnibusses aus der Ungarischen VR
16. sibirischer Fluß
17. Hauptstadt der Mongolischen VR

Zeichnung: Heidi Sott

HASEN trinken keine Brause

Der ängstliche Keiler

Da erlebt ein ahnungsloser Hans-guck-in-den-Wald in einer nebelfeuchten, herbstlichen Pilzgegend folgendes sagenhafte Abenteuer:
Er schlägt sich abseits ins Gebüsch, wo von weitem die Birkenblätter leuchten wie ein Rudel Pfifferlinge. Er knackt die Zweige beiseite, schiebt – das Gesicht voll Spinnweben – einen Ast weg, bückt sich nach einem Pilz, kriecht immer weiter und merkt gar nicht, wie schon die Vögel plötzlich verstummt sind, hört auch nicht, wie vor ihm etwas noch lauter knackt und raschelt ... Und als es dann vor ihm schmatzt und grunzt und er den Kopf herumreißt, steht doch zwanzig Schritt vor ihm ein schwarzer riesenhafter Keiler ...
Der Keiler macht eine flotte Kehrtwendung und rast los. Weil er sich selbst ganz schön vor den Zweibeinern fürchtet. Doch was wäre, wenn es eine Bache mit ihren schwarzweiß gestreiften Frischlingskindern, die sie beschützen muß, gewesen wäre? Ihr seht, wenn man Tiere beobachten will, muß auch das Gucken gelernt sein. Man muß wissen, in welchem Wald es welche Tiere gibt. Wo hält sich Rehwild auf, wo Schwarzwild, wo Fasane. Kennt man die Gewohnheiten der Tiere, die Zeit und den Platz, an dem sie äsen, dann kann man sie zum frühen Morgen oder in der Abenddämmerung immer wieder beobachten. Natürlich braucht man dazu sehr viel Geduld, muß es lernen, lautlos durch den Wald zu pirschen.

Hasenspezialitäten

Herrn Hase beim Abendbrot zu belauschen, ist eine ganz verzwickte Sache. Da kann man sich noch so gut verstecken, ehe man sich auf hundert Meter genähert hat, ist er auf und davon. Dank seiner langen Ohren, denn er kann auch ohne Augen sehen. Er streckt seine Lauscher beim geringsten ungewohnten Geräusch neugierig in die Höhe und testet das Gelände. Aber nicht nur dazu sind die Hasenohren nütze. Stellt euch zum Beispiel einen backofenheißen Ferientag vor, an dem ihr mit trockener Zunge vor dem Konsum auf die nächste Brausefuhre wartet. Ein Hase ist darauf nicht angewiesen, er setzt sich in den Schatten, wo seine Ohren die überschüssige Wärme abgeben. Jeder Quadratzentimeter strahlt pro Stunde etwa ein Drittel der Wärme ab, die sich durch die Stoffwechseltätigkeit im Körper bildet.
Ein Hase nimmt es mit jedem Moped auf, ja er erreicht mit 80 km/h sogar D-Zug-Geschwindigkeit.
Pioniere der Arbeitsgemeinschaft „Junge Jagdhelfer" aus Parchen, Bezirk Magdeburg, beobachten die Tiere unserer Wälder schon seit drei Jahren. Und ihre Erlebnisse auf der Jagd und bei Streifzügen durch den Wald sind nicht selten spannender als unsere Keiler-Geschichte. In perfekter Jägersprache haben sie davon erzählt und gezeigt, daß sie ihr Weidwerk ausgezeichnet verstehen und ganz und gar keine Hasenfüße sind. Wollt ihr ihnen nacheifern und eine Arbeitsgemeinschaft „Junge Jagdhelfer" gründen – selbstverständlich nur, wenn es in eurer Umgebung entsprechende Wälder gibt –, so wendet euch an die zuständige Jagdgemeinschaft des Ortes. Dort wird man euch gern behilflich sein. Sollten diese Voraussetzungen fehlen, ist das kein Grund, gleich die Flinte ins Korn zu werfen. Dann habt ihr immer noch die Möglichkeit, mit der Station Junger Naturforscher und Techniker Verbindung aufzunehmen. Ihr könnt in den Arbeitsgemeinschaften Junge Biologen oder Naturschutz arbeiten. Ganz wichtig und interessant sind auch die Arbeitsgemeinschaften Umweltschutz, für deren Arbeit es in jeder Pionierfreundschaft Möglichkeiten gibt. Beratet euch mit eurem Pionierleiter und mit euren Lehrern. Wir wünschen Spaß und Erfolge!

Sylvia Becker



Foto: Herbert Schier

SERGEJ SUTOTZKI

Das blaue Heft

Es ist Abend. Ein später Abend Ende November 1917. Die sechste Woche nach dem Sieg der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution.

Die Uhren schlagen neunmal, zehnmal.

Im Smolny, wo die revolutionäre Regierung des sozialistischen Rußlands, der Rat der Volkskommissare, arbeitet, drängen sich nicht mehr die Menschen. Fast ist es still geworden.

Den Mantel über die Schulter geworfen, verläßt Wladimir Iljitsch sein Arbeitszimmer. Aus der dritten Etage steigt er hinab in die zweite. Hier wohnt er mit Nadeshda Konstantinowna Krupskaja, in einem kleinen Zimmer, das eine leichte, kaum bis zur Decke reichende Wand in zwei Teile trennt.

Heute kommt Wladimir Iljitsch mit einem dicken Packen unter dem Arm nach Hause. Vorwurfsvoll sieht ihn Nadeshda Konstantinowna an: „So was Unvernünftiges, Wolodja. Sein ganzes Leben lang kämpft der Mensch für den Achtstunden-Arbeitstag, und jetzt verstößt du selbst gegen die sowjetischen Gesetze."

Lenin lächelt rätselhaft: „Du weißt ja gar nicht, was ich hier habe, Nadjuscha, und du kannst es auch nicht erraten!"

Vorsichtig, fast ein bißchen feierlich, beginnt Lenin den Packen aufzubinden. Und eine Minute später liegt ein Stoß frischer Druckfahnen auf dem Tisch.

Nadeshda Konstantinowna staunt: „Das ist doch nicht möglich ... ‚Das blaue Heft'!?"

Kein Buch auf der Welt hat ein ähnliches Schicksal, wie es das dieser Leninschen Arbeit ist ...

■

Schon im Sommer 1916 war Wladimir Iljitsch überzeugt: Der Kampf, der an der Grenze zweier Jahrhunderte begann, wird bald mit einem Sieg gekrönt. Ganz bestimmt wird es so sein! Und deshalb muß man schon heute, ohne es auf die lange Bank zu schieben, der Partei, dem Volk erklären, was gleich nach der sozialistischen Revolution zu tun ist, damit ihr Sieg gefestigt wird, damit in Rußland der Sozialismus aufgebaut werden kann.

Da war es ganz natürlich, daß zuerst die Frage nach dem Staat, dem Staatsapparat entstand, denn das Land, von den Kapitalisten befreit, muß geleitet werden. Die Leitung des Staates würde sich in der ersten Zeit unter den Bedingungen eines erbarmungslosen Kampfes vollziehen, denn kampflos geben die Kapitalisten ihre Macht nicht aus der Hand.

Wie sollte nun der Staat nach dem Sieg der sozialistischen Revolution aussehen?

Wladimir Iljitsch beschloß, „sich bei Karl Marx Rat zu holen". Er mußte die wissenschaftlichen Arbeiten von Marx und Engels und ihren Briefwechsel von neuem durcharbeiten. Und damals, im Jahre 1916, begann Lenin jenes Heft, jene achtundvierzig Seiten im blauen Umschlag mit der Aufschrift: „Der Marxismus über den Staat". Mit seiner klaren Schrift trug Lenin Auszüge aus den Werken von Karl Marx und Friedrich Engels und seine eigenen Gedanken in das blaue Heft ein.

Lenin schätzte sein „blaues Heft" sehr. Und als er im April 1917 aus der Emigration nach Rußland zurückkehrte und voraussah, wie beschwerlich und gefährlich der Weg sein würde, ließ er das Heft im Ausland zurück. Aber immer wieder dachte er an sein „blaues Heft". In den gefährlichsten Tagen, als von der bürgerlichen Provisorischen Regierung alles zu erwarten war, schrieb Wladimir Iljitsch: „ ... Wenn man mich um die Ecke bringt, bitte ich Sie, mein Heftchen ‚Der Marxismus über den Staat' herauszugeben (es ist in Stockholm geblieben) ... Ich halte es für wichtig ..."

Zum Glück bewahrheiteten sich Wladimir Iljitschs Befürchtungen nicht. Und Lenin setzte die Arbeit im August und September 1917 an dem Buch fort – zuerst in der Hütte bei Rasliw, dann in der finnischen Stadt Helsingfors, wohin er vor den Verfolgungen durch Kerenski flüchten mußte ...

■

Viele Seiten widmete Wladimir Iljitsch der Analyse und Kritik des bestehenden bürgerlichen Staates. Warum nimmt dieser Staat die wohlklingendsten Bezeichnungen für sich in Anspruch – Demokratie, Parlamentarismus – wenn er doch in Wirklichkeit eine Diktatur, das heißt Macht, der Bourgeoisie ist? Deshalb, antwortet Lenin, weil diese Diktatur der Bourgeoisie immer und überall gegen die Arbeiter, die armen Bauern, gegen alle werktätigen Menschen gerichtet ist.

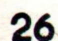
Er fordert die künftigen Leser seines Buches auf, sich einen beliebigen bürgerlichen parlamentarisch regierten Staat anzusehen – Amerika oder die Schweiz, Frankreich oder England, Norwegen oder einen anderen. „Die eigentlichen ‚Staats'geschäfte werden hinter den Kulissen abgewickelt", von allen möglichen geheimen Abteilungen, Kanzleien, Stäben ausgeführt, die das Auge des Volkes niemals sieht ... In den bürgerlichen Parlamenten wird vor der Öffentlichkeit nur über alles Mögliche geschwätzt; mit dem speziellen Ziel: das einfache Volk „hinters Licht zu führen".

Während Wladimir Iljitsch an seinem Manuskript arbeitete, erklärte er, daß nach dem Siege der sozialistischen Revolution in Rußland – und Lenin zweifelte nicht daran, daß es ein baldiger Sieg sein würde – hier die revolutionäre Diktatur des Proletariats errichtet würde. Ja, genau, ein neuer Typ des Staates, den die Bolschewiki errichten werden. Und dieser Staat muß, wie Lenin schrieb, „auf neue Art demokratisch (für die Proletarier und überhaupt für die Besitzlosen) und auf neue Art diktatorisch (gegen die Bourgeoisie) sein." Der Diktatur des Proletariats – der Staatsmacht der Werktätigen, an deren Spitze die Arbeiterklasse steht – kam nach Lenins Meinung entscheidende Bedeutung zu. Er sah voraus, daß die Diktatur des Proletariats die sozialistische Demokratie – die Macht des arbeitenden Volkes – gewährleistet.

■

Im September des Jahres 1917, als sich die Ereignisse in Rußland buchstäblich überstürzten, beschloß Wladimir Iljitsch, seine Arbeit „Staat und Revolution" in Druck zu geben, auch wenn sie noch nicht völlig abgeschlossen war. Im Manuskript fehlte das Schlußkapitel, das siebente Kapitel – über die erste russische Revolution und die Februarrevolution 1917.

■



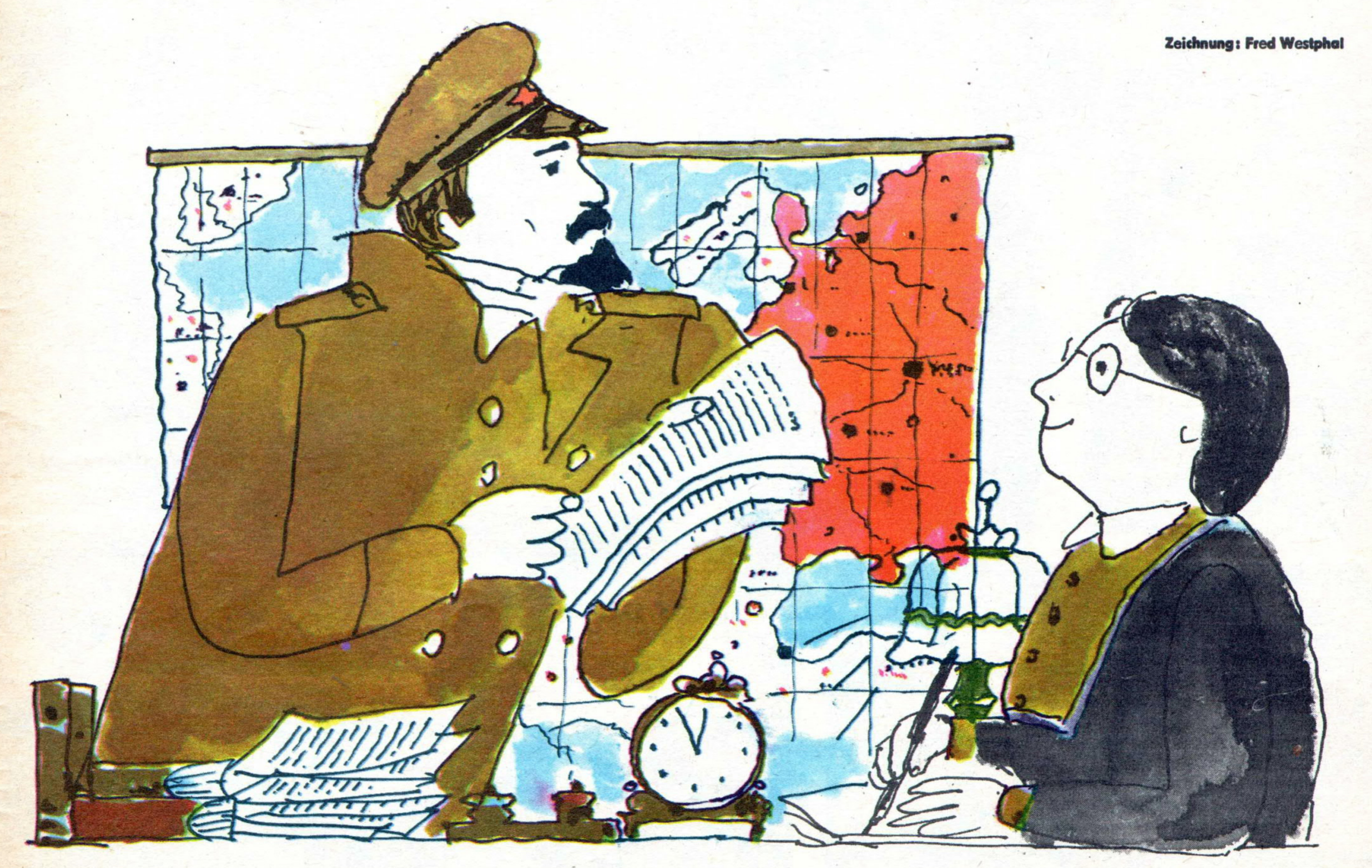
Es ist Abend. Ein später Abend Ende November 1917. Die Uhren schlagen elfmal, zwölfmal...
Über einen kleinen Schreibtisch, in einem Zimmer der zweiten Etage des Smolny, gebeugt, liest Wladimir Iljitsch die Druckfahnen durch. Vom Sofa aus beobachtet Nadeshda Konstantinowna Wladimir Iljitsch, sieht, wie er ab und zu im Lesen einhält, zur Feder greift und etwas verbessert. Doch dann legt er die Feder wieder weg, überlegt und sagt: „Nein, nein, soll es so stehenbleiben, wie es war..."
„Worüber denkst du nach Wolodja?"
„Wenn du wüßtest, wie oft ich heute immer wieder einige Stellen in dieser Broschüre gelesen habe", sagt Lenin. „Manches wollte ich ändern. Nichts Wesentliches, natürlich. Nur, weißt du, die Zukunft ist doch schon zur Vergangenheit geworden. Statt ‚es wird sein' sollte es ‚es war' heißen. Hier zum Beispiel..."
Lenin blättert in den Druckfahnen, findet einen bestimmten Absatz, liest: „und das ganze klassenbewußte Proletariat wird mit uns sein im Kampf nicht um eine ‚Verschiebung der Machtverhältnisse', sondern um den Sturz der Bourgeoisie, um die Zerstörung des bürgerlichen Parlamentarismus, um die demokratische Republik vom Typ der Kommune oder die Republik der Sowjets der Arbeiter- und Soldatendeputierten, um die revolutionäre Diktatur des Proletariats."
Ohne die Druckfahne aus der Hand zu legen, betrachtet Wladimir Iljitsch minutenlang den Sternenhimmel, der sich hinter dem Fenster über der Stadt spannt.
„Tatsächlich, diese Zeilen wurden erst vor kurzem geschrieben, zwei Monate sind es her. Doch was waren das für Monate! Jetzt hoffen wir nicht mehr, daß es so sein wird, jetzt wissen wir, jetzt hat es sich bestätigt: Es war so! Das gesamte bewußte Proletariat kämpfte im Oktober mit den Bolschewiki für den Sturz der Bourgeoisie, für die Republik der Sowjets, für die revolutionäre Diktatur des Proletariats. Deshalb haben wir gesiegt!"
Wladimir Iljitsch geht zum Tisch, legt die Hand auf den Packen durchgelesener Druckfahnen.
„Ja, und was machen wir mit Kapitel sieben? Noch länger zu warten geht nicht, die Herausgeber drängen..."
Die Erfahrungen der Revolution von 1905 waren gründlich studiert worden. Doch das Jahr Siebzehn... Jetzt war es nicht mehr möglich, nur über die Arbeit der Partei der Bolschewiki unter den Bedingungen des Zarismus zu sprechen. Jetzt, da nach dem Zarismus auch die russischen Kapitalisten und Großgrundbesitzer zur Hölle gefahren waren, zeigten sich bereits die ersten kleinen Erfolge beim Aufbau eines neuen Staates, die ersten praktischen Resultate der Arbeit der Sowjets.
Lenin entschied: Das Buch wird so herausgegeben, wie es ist – mit sechs Kapiteln. Möge das die erste Ausgabe von „Staat und Revolution" sein. Man mußte das Buch natürlich mit einem besonderen Nachwort versehen...
Wladimir Iljitsch setzte sich an den Tisch.
„Hör zu, Nadjuscha, im Nachwort werde ich erklären, wann ich dieses Buch geschrieben habe, ich werde sagen, daß ich die Absicht hatte, es zu vollenden, aber... Ja, so schreibe ich im Nachwort: die politische Krise, der Vorabend der Oktoberrevolution von 1917, ‚verhinderte' es."
„Über eine solche ‚Verhinderung' kann man sich nur freuen", schrieb Wladimir Iljitsch. „Allerdings wird der zweite Teil dieser Schrift (der den ‚Erfahrungen der russischen Revolutionen von 1905 und 1917' gewidmet sein soll), wohl auf lange Zeit zurückgestellt werden müssen; es ist angenehmer und nützlicher, die ‚Erfahrungen der Revolution' durchzumachen, als über sie zu schreiben."
Lenin las das Nachwort noch einmal durch und setzte Unterschrift und Datum darunter:

Der Verfasser

Petrograd, den 30. November 1917

Dann bemerkte er noch: „Weißt du, Nadjuscha, was das siebente Kapitel des Buches über den Staat und die Revolution betrifft... Das Kapitel ist eigentlich schon geschrieben, im wirklichen Leben geschrieben von den Genossen Arbeitern, von den Genossen Bauern, von unserer ganzen Partei... Möge es das erste Kapitel eines wunderbaren Buches über die neue Epoche werden, die in Rußland und in der ganzen Welt am 25. Oktober 1917 begann..."

Zeichnung: Fred Westphal





Bastelanleitung:

Weihnachtskalender

Sicherlich kennt ihr sie, die Weihnachtspyramiden. Alljährlich, Anfang Dezember, werden sie ausgepackt und als Schmuck in die Zimmer gestellt. Es gibt sie in vielen Größen und Farben, mit vielen Schnitzereien und Figuren. Im Süden unserer Republik werden sie von Schnitzern hergestellt. Die Weihnachtspyramiden bestehen eigentlich aus Holz und Metall. Mit Hilfe von warmer Luft werden sie zum Drehen gebracht.

Auch unser diesjähriger Weihnachtskalender ist eine solche Pyramide, aber sie dreht sich nicht. Und trotzdem kann man mit ihr eine Menge anfangen. Zunächst einmal muß sie gebastelt werden.

1. Die hier abgebildeten Teile findet ihr in dieser „Frösi". Zuerst werden alle Teile aus dem Kartonblatt herausgetrennt (wenn es schlecht geht, nehmt die Schere zu Hilfe) und das dreieckige Mittelteil auseinandergeklappt.

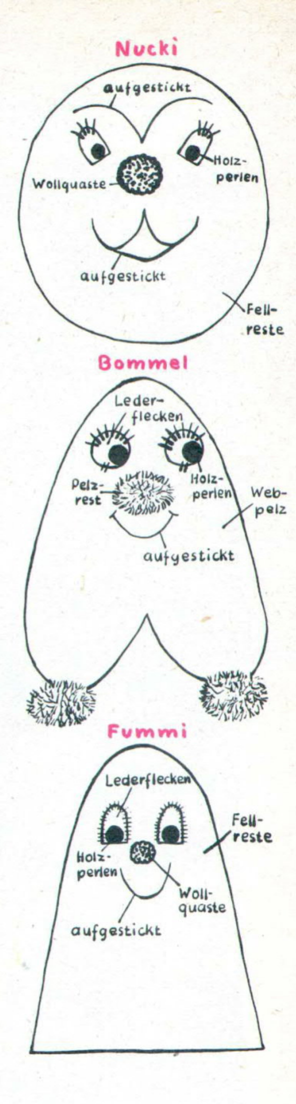
2. Nun werden die Kerzen auf das Mittelteil geklebt (weiße Flächen). Die Lasche an den Kerzen muß unten über das Mittelteil hinausragen. Jetzt werden die Laschen nach außen umgeklappt und auf die mit K bezeichneten Halbkreise des Grundkreises aufgeklebt. Die vier Seitenteile der Pyramide stehen jetzt im Winkel von 90° zueinander. Die weißen Streifen an den Figuren werden nach hinten umgeklappt und auf die weißen Felder der beiden Kreise aufgeklebt.

3. Nun braucht ihr die Pyramide nur noch zusammenstecken. (Erst den Mittelkreis und dann den Flügel.)

Natürlich ist auch mit diesem Weihnachtskalender ein Preisausschreiben verbunden. Mehr wird aber noch nicht verraten. Nur soviel sei gesagt: Hebt die Fenster gut auf – es lohnt sich. Doch mehr dazu in der „Frösi" 12/77. Es hat auch keinen Sinn, Richard Hambach zu fragen. Er machte zwar die Zeichnung, wird aber noch nichts verraten. Ebenso geht es Horst Glocke, der die Fotos schoß, und Dr.-Ing. Harry Förster, von dem die – aber halt, das verraten wir erst im nächsten Heft.

Wir wünschen Euch viel Spaß beim Basteln und jeden Tag bis zum 24. Dezember eine „Frösi"-Weihnachtspyramiden-Überraschung.

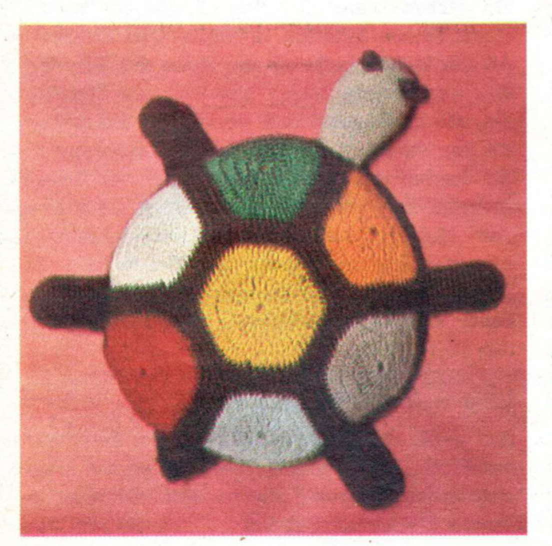
Nucki oder Bommel



Basteleien: H. Newiger/Margitta Hempel Text: Heidemarie Newiger Zeichnungen: Vera Kruse Fotos: Horst Glocke

Zu 1: Nucki

Für Arme und Beine wurden Zöpfe geflochten. Zwei ovale gehäkelte Grundflächen, zusammengenäht und mit Schaumgummi ausgestopft, ergeben die Schuhe. Für die Haare wird Wolle über zwei Pappstreifen gewickelt, diese an einer Seite zusammengebunden und an der anderen aufgeschnitten. Beim Zusammennähen der beiden kreisrunden Grundflächen des Körpers werden Arme, Beine und Haare mit eingenäht.



Zu 2: Bommel

Beschreibung siehe „Nucki".

Zu 3: Fummi

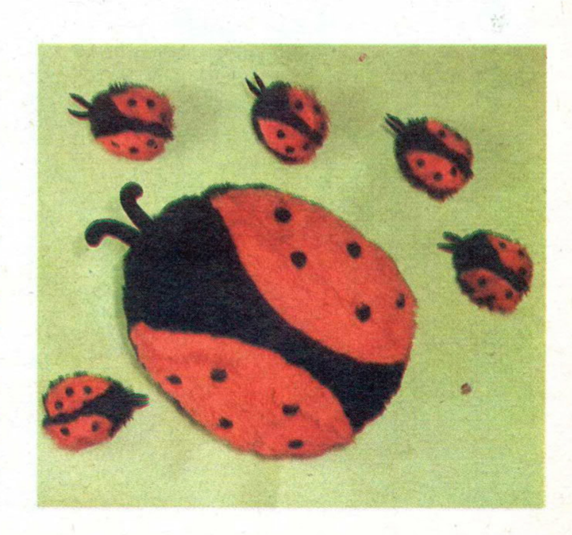
Arme wurden geflochten. Für Haare, Nase, Hände und als Schuhränder fanden Fellstreifen Verwendung (siehe Abbildung). Schuhe wurden ebenfalls aus je zwei zusammengenähten, gehäkelten ovalen Grundflächen gestaltet.

Zu 4: Schildkröte „Emma"

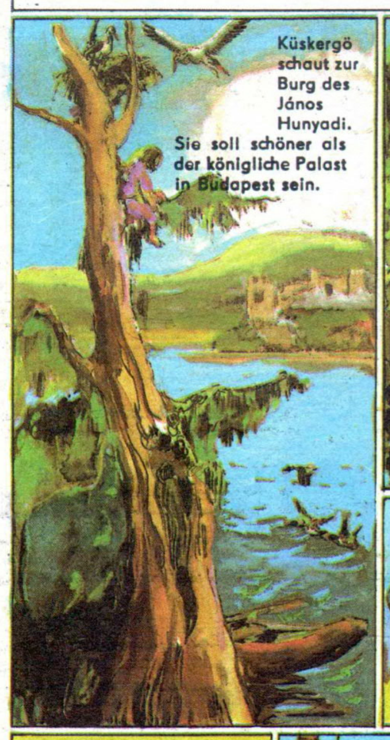
Aus bunten Wollresten wurden sieben gleichgroße Kreisflächen (Stäbchen) gehäkelt (siehe Abbildung). Nachdem diese sieben Kreise von der Rückseite zusammengehäkelt oder -genäht wurden, ist eine entsprechend große Grundfläche für den Bauch (ebenfalls Stäbchen) zu häkeln. Beides aneinandergenäht, mit Schaumstoff ausgestopft, vier Beine, ein Kopf und ein Schwänzchen mit festen Maschen gehäkelt und ebenfalls ausgestopft, ergeben „Emma", die man als Kopfkissen, Sitzkissen für kleinere Geschwister oder einfach als Kuscheltier benutzen kann.

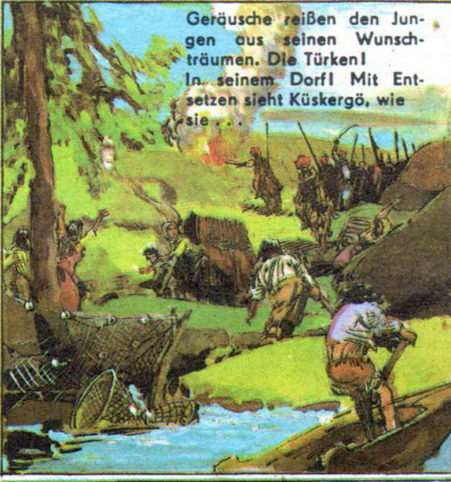
Allgemeines

Wollreste, Webpelz, ein ausgedienter Fellkragen, ein paar Holzperlen und Schaumstoff (oder eine kleingeschnittene Schaumgummibadematte) reichen aus, um die fünf abgebildeten Kuscheltiere nachzuarbeiten. Die Abbildungen sollen nur als Anregung dienen. Der Phantasie sind keine Grenzen gesetzt. Man kann statt der verwendeten Pelzreste auch weiche, flauschige Stoffe benutzen.



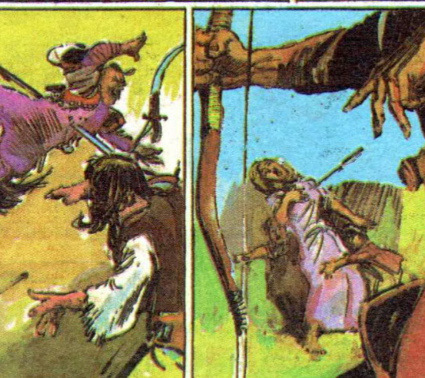
Der schwarze Ritter (Teil 1)



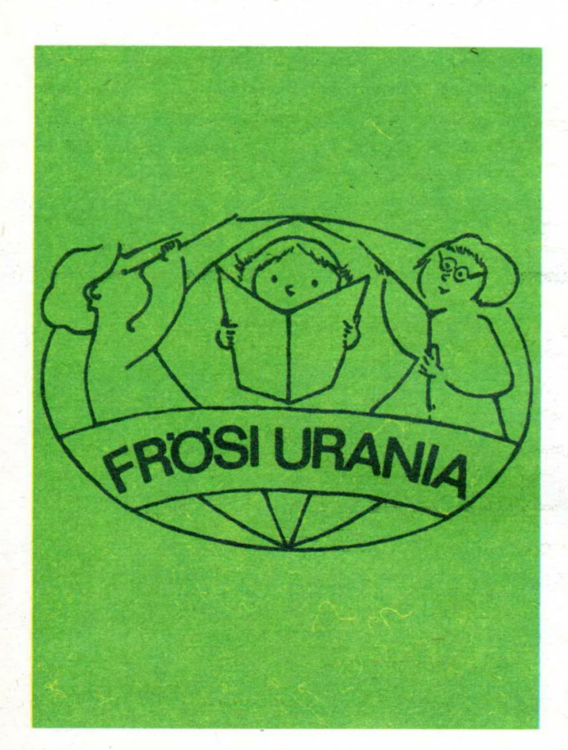












Mitternacht ins Kino

Bei den Bewohnern des Polarkreises ist der Sommer kurz. Der letzte Schnee kann Ende Juni, der erste schon wieder im September fallen. Dreihundert, manchmal dreihundertzwanzig Tage des Jahres müssen die Öfen geheizt werden. Von Ende November bis Mitte Januar herrscht ewige Nacht. Die Sonne läßt sich nicht blicken. Dafür geht sie von Mitte Mai bis Ende Juli nicht unter. Im hellen Sonnenschein geht man um Mitternacht zur Spätvorstellung ins Kino, und wenn man nachts um zwei Uhr aus dem Kino kommt, denkt man, es sei früher Nachmittag.

Grüne Ampeln aus dem Atomeisbrecher

Was den Atomeisbrecher „Lenin" von anderen Schiffen unterscheidet, das sind die Verkehrsampeln, die überall in Gängen und Fluren hängen und aus denen grünes Licht leuchtet. Es zeigt das einwandfreie Funktionieren der Atomreaktoren an. Bei Gefahr werden die Reaktoren innerhalb von 0,6 Sekunden stillgelegt. Gelbes Licht signalisiert die erste, noch ungefährliche Alarmstufe, rotes Licht bedeutet höchsten Alarm. Bisher ist die „Lenin" nur mit grünem Licht gefahren.

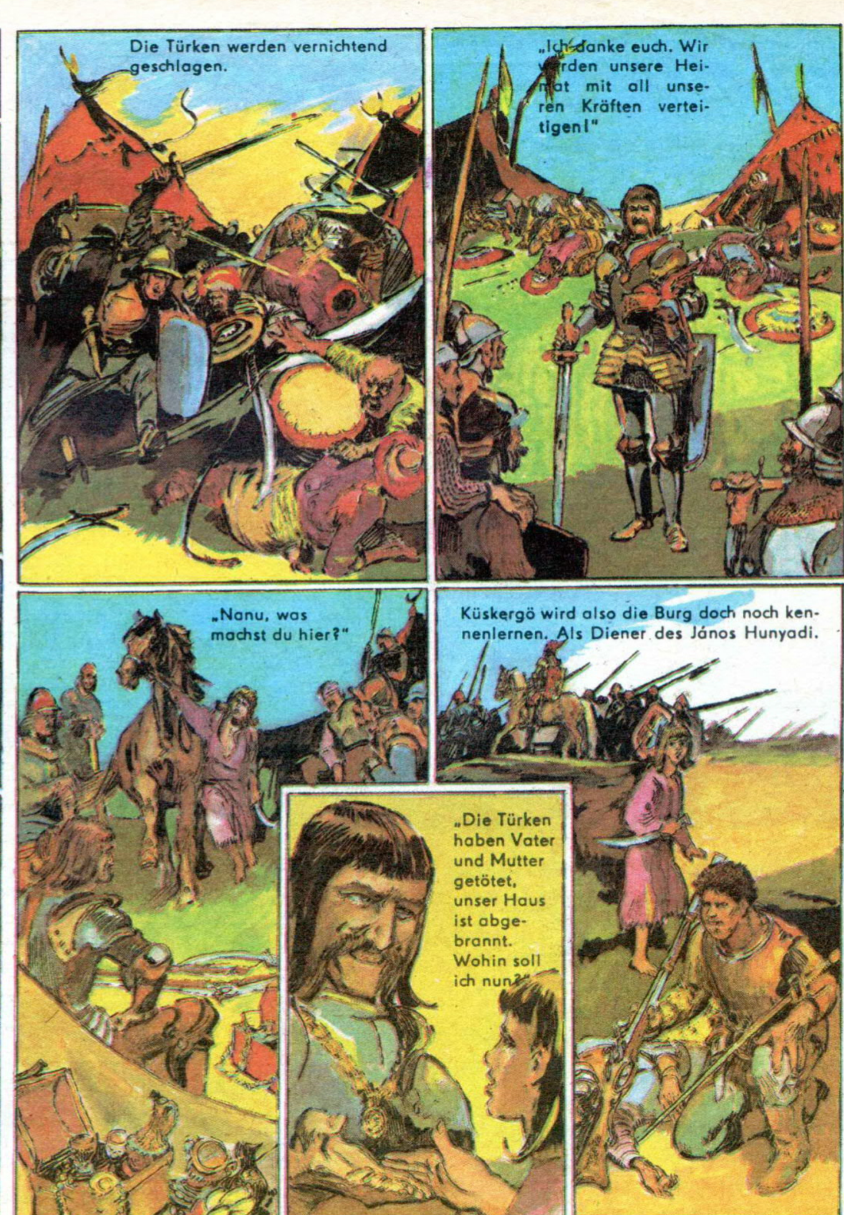
Hörner gegen Luftschrauben

Ein Hubschrauber überflog die Berge Tadshikistans. Seinen Schatten verfolgten drei Steinböcke. Als der Hubschrauber in der Nähe des Bergdorfes Dechaus landete, trafen hier auch die Steinböcke ein, die zurückgeblieben waren. Der Kampflustigste von ihnen stürzte sich auf den Hubschrauber, die beiden anderen hielten sich in der Verteidigungsstellung. Ihre Hörner richteten sie drohend dem Hubschrauber entgegen. Die Unbeweglichkeit des „Feindes" brachte das Tier in helle Wut. Der Steinbock setzte zu einem neuen Angriff an. Laute Schreie und Schüsse in der Luft kühlten den Hitzkopf ab.

Wer nach Sibirien kommt . . .

der sieht das größte und schönste Binnenmeer der Welt, den Baikalsee. Hier beginnt die längste elektrifizierte Eisenbahnlinie Irkutsk–Moskau, hier fließen die wasserreichsten Ströme, die die mäch-





Text: Josef Hunyadi, Zeichnungen: Ernő Zorad

tigsten Wasserkraftwerke der Welt betreiben. Hier produzieren die modernsten Betriebe die modernsten Weltraumschiffe und Raketen. Hier gibt es Gold in Hülle und Fülle: das schwarze, das blaue, das weiße, das grüne und sogar das echte. Es ist Erdöl, Kohle, Erdgas, Wasser und die unermeßlichen Weiten der Wälder.

Kein Jägerlatein

Die Geschichte ist wahr, obwohl sie wie Jägerlatein klingt. Wladimir Prozenko aus Berdjansk ging mit drei speziell abgerichteten Foxterriern auf die Jagd nach Füchsen und Waschbären. Sie entdeckten einen Bau. Sofort verschwand ein Hund im Loch und wurde bald mit der Beute zurückerwartet. Aber er kam nicht. Der beunruhigte Jäger schickte einen zweiten Hund nach. Aber auch dieser verschwand, wie vom Erdboden verschluckt. Den dritten Foxterrier ereilte das gleiche Los. Der Jäger wartete vergebens, dann holte er einen Spaten, und als er die unterirdischen Gänge freigelegt hatte, wurde alles klar. In diesem Bau hauste ein Dachs. Das schlaue Tier lockte die Hunde nacheinander in die Seitengänge, verstopfte den Ausgang mit Erde und machte sich über den Reservegang aus dem Staube.

Solowuschka

„Solowuschka" (kleine Nachtigall) heißt der neue elektronische Mini-Flügel. Das spielzeugähnliche Instrument wiegt etwa 2 Kilogramm und läuft über eine Taschenlampenbatterie. Auf dem Flügel kann man einfache Melodien spielen und nach Wunsch einen gewöhnlichen oder vibrierenden Ton erzeugen, der für elektronische Musikinstrumente typisch ist. Die Herstellung begann in Kursk.

Ein Delphinjunges

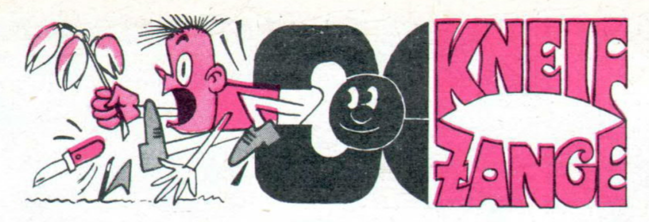
Aus dem Delphinarium in Batumi wird ein freudiges Ereignis gemeldet. Dort hat erstmalig ein Delphinjunges in der Gefangenschaft das Licht der Welt erblickt. Seine Eltern heißen Perseus und Mascha. Das Kleine wiegt immerhin 10 Kilogramm und ist 75 cm lang.

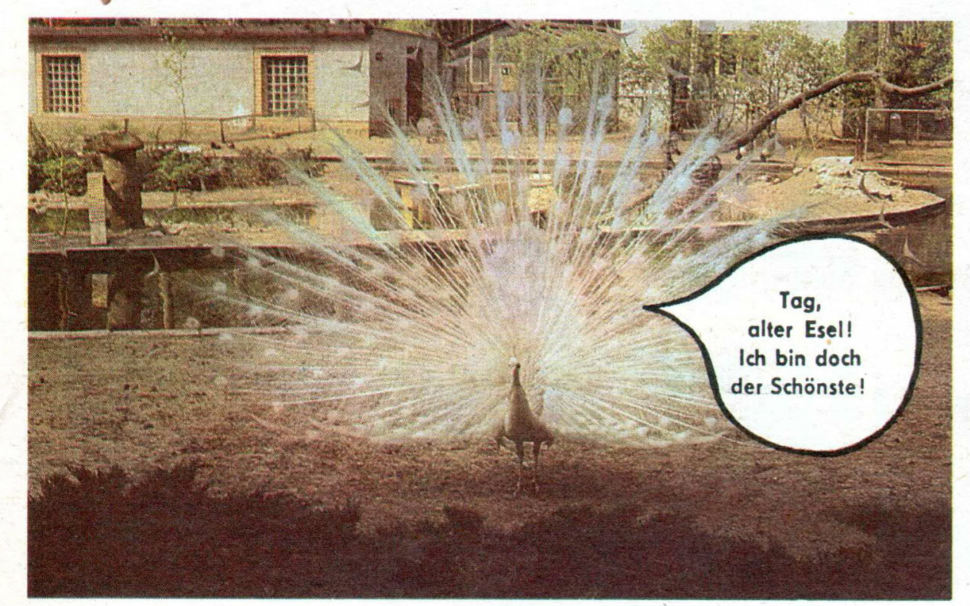
Redaktion „Fröhlich sein und singen". Chefredakteur: Dipl.-Päd. Wilfried Weidner, stellv. Chefredakteur: Dipl.-Gewi. Walter Stohr. Chefreporter: Eckhard Rösler. Gestalter: Alexander Michalak, Vera Kruse. Redakteure: H. Buttler, M. Hesse, Chr. Meier, D. Mörike, A. Kobow, R. Kegel, F. Frenzel. – Kollegium: H. Alisch, G. Dorn, G. Dorst, E. Dropczynski, G. Feustel, R. Hambach, Dipl.-Päd. L. Jaschin, Dr. K. Herde, Prof. Dr. P. Klimpel, Dr. E. Lange, Dr. Ch. Lost, W. Meyer, H. Petrik, Prof. Dr. J. Polzin, F. Paetzold, R. Sonntag, R. Skottky, Dipl.-Päd. D. Wilkendorf, D. Weißpflog, Ch. Judisch. – Technischer Beirat: Ing. K. Bartusch, Dipl.-Ök. H. Drasdo, Ing.-Ök. H. Görner, Ing. G. Giersch, Ing.-Ök. J. Kahl, Ing.-Ök. M. Kutschik, Dipl.-Ing. E. Schulz, Dr. P. Lobitz, Dipl.-Ing. H. Mauersberger, G. Meinke, A. Camphausen, W. Ondracek, Dr. B. Peisker,



G. Tscharnke, Ing. K. Barthel, H. Formatschek, Dr.-Ing. H. Förster, R. Philipp. Sitz der Redaktion „Fröhlich sein und singen" im Verlag „Junge Welt", 108 Berlin, Mauerstraße 39/40. Postanschrift: „Frösi", 1056 Berlin, PSF 43. Fernruf: 2 23 30. Herausgegeben vom Zentralrat der Freien Deutschen Jugend über Verlag „Junge Welt". Verlagsdirektor: Manfred Rucht. Die Zeitschrift erscheint monatlich. Abonnementpreis 0,70 M. Bezugszeitraum monatlich. Art.-Nr.: 500 501. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1228 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. – Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden, 801 Dresden, Julian-Grimau-Allee.

Zeichnung: Heinz Jankofsky
Fotos: Willy-Kurt Wittig
Texte: Ralf Kegel







Fingerzeige

Wenn einer keinen Finger krümmt,
die Energie recht selten stimmt.
Bei einem, da wird angedeutet,
jetzt wird ein wenig Kraft vergeudet.
Die reicht dann bis zum halben Jahr,
das leider flugs vergangen war.
Zwei Finger sagen meistens aus,
die Puste reicht noch lange aus,
zumindest bis zum Monat Mai,
dann ist es mit den zwei'n vorbei.
Ein Zwischenspurt wird eingeleitet,
drei Finger, die sind vorbereitet,
gekrümmt zu zeigen jedermann,
jetzt fang'n wir noch mal richtig an.
So bleiben diese Fingerzeige ein
Barometer Jahr für Jahr.
Am Ende erst wird nachgedacht,
ob vier und fünf noch nötig war.
Ein Zeugnis sieht die Dinge kalt.
Gar mancher still sein Fäustchen ballt.





Die Kraft im Rücken

Schmausi hat's faustdick hinter den Ohren, wenn er richtig geladen ist. Es ist also besser, Schmausi gar nicht erst zu reizen, und wer's dennoch versucht, dem geht's so wie Knöterichs Oskar. Schmausi hatte eine Fünf in der Russischleistungskontrolle gefangen, weil er sich nicht entschließen konnte, in welcher Sprache er Antworten zu geben bereit war. Jeden anderen hätte eine solche himmelschreiende Ungerechtigkeit auf die Palme gebracht, um dort seine Wut auszulassen. Doch Schmausi wählte als Wutobjekt einen alten Lattenzaun, den er etwas durchlässiger machen wollte. Damit aber nicht gleich jeder merkte, daß es die Auswirkungen auf die Russischfünf werden sollten, trällerte er unbeteiligt am Zaun ein Liedchen und nahm den Latten Maß. Heimlich prüfte er, wie er den grüngelackten Streben das Kreuz brechen kann, und als sich der Schullärm etwas gelegt hatte, ging er ans Werk. Mit Fußtritten teilte er die Latten in zwei Hälften und bewies so, daß er nicht nur gegen einen Ball treten konnte. Die Latten barsten, als ob ein Blitz zwischen sie gefahren wäre. Noch zwei und den Zaun konnte man vergessen, als es plötzlich neben ihm aufschrie. Knöterichs Oskar hatte sich an seinen Zaun gelehnt und war eingeschlafen. Durch Schmausi so unsanft geweckt zu werden, hatte er sich nicht träumen lassen. Kraft haben ist ja etwas sehr Schönes, aber die auf seinen Rücken zu übertragen, das ist gemein, das hätte er nicht verdient, schimpfte Oskar und trollte sich von dannen.

Vor der großen Reise

Was meinst du, kommen wir ohne größere Pause bis zum Süden durch?
Kein Problem, wo wir doch in der Luft auftanken!
Wann denn?
Na, immer wenn ein Frosch vorbeifliegt.

